

Wohnungslosigkeit im jungen Alter
Erfahrungen und Umgang mit sozialstaatlichen Angeboten

Bachelorarbeit
zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts in Social Sciences

der

Fachhochschule Campus Wien
Bachelorstudiengang Soziale Arbeit

Vorgelegt von:

Lena Roisz	1210533090
Pamela Pichler	1210533082
Stefanie Bernhofer	1210533008
Stefan Glaser	1210533041

Erstbegutachter/in:

FH-Prof. Dipl.-Soz.-Wiss. Dr. Marc Diebäcker

Zweitbegutachter/in:

MMag. DSA Hannah Swoboda-Grafschafter

Eingereicht am:

30.01.2014

Erklärung:

Wir erklären, dass die vorliegende Bachelorarbeit von uns selbst verfasst wurde und wir keine anderen als die angeführten Behelfe verwendet bzw. wir uns auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient haben.

Wir versichern, dass wir dieses Bachelorarbeitsthema bisher weder im In- noch im Ausland (einer Beurteilerin/einem Beurteiler zur Begutachtung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt haben.

Weiters versichern wir, dass die von uns eingereichten Exemplare (ausgedruckt und elektronisch) identisch sind.

Datum:

Unterschrift:

Danksagung

Eine wissenschaftliche Arbeit wie diese braucht die Unterstützung Vieler, um ein Forschungsergebnis zu erlangen. Unser Dank gilt unseren Wegbegleitern Hannah und Marc, die uns jederzeit mit Rat und viel Geduld zur Seite standen und uns auch in schwierigen Zeiten immer wieder zur Motivation verhalfen.

Besonderen Dank möchten wir außerdem unseren InterviewpartnerInnen aussprechen. Die vorliegende Arbeit wäre ohne ihnen nicht möglich gewesen. Wir danken für die Bereitschaft zum Gespräch, das Vertrauen und ihre Offenheit.

Als mentale Unterstützung standen unsere Familien und FreundInnen stets zu Seite, welche unsere Launen im letzten Jahre ertragen mussten. Für ihr Verständnis und Entgegenkommen sind wir von Herzen dankbar.

Kurzfassung

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnungslosigkeit im jungen Alter. Im Zuge der Ausarbeitungen wird ein Bogen gespannt von bereits vorhandenen Ergebnissen, über neugewonnenen Erkenntnissen aus der Forschungsarbeit, bis hin zu einem Projektvorschlag, welcher zu einer Verbesserung der Situation junger von Wohnungslosigkeit betroffener Menschen beitragen soll. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den Erfahrungen mit dem sozialstaatlichen Hilfesystem.

Zu Beginn wird in der Literaturrecherche ein genereller Bezug auf das Thema Wohnungslosigkeit im jungen Alter gelegt. Es werden Gründe und Ursachen für die Problematik gesucht, die Wiener Wohnungslosenhilfe beschrieben und auf ihre speziellen Angebote für Jugendliche und junge Erwachsene eingegangen. Anschließend werden die Forschungsergebnisse vorgestellt, welche sich durch die Auswertung der Interviews mit Betroffenen entsprechend unserer Zielgruppe ergaben. Der Schwerpunkt wird auch hier auf die gesammelten Erfahrungen gesetzt, welche junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen mit dem Hilfeangebot und dessen AkteurInnen haben. Weiterführend wird sich mit den Gründen von Nutzung und Nichtnutzung sozialstaatlicher Einrichtungen beschäftigt, sowie mit Ideen und Verbesserungsvorschlägen für die Zukunft. Schließlich wird eine Projektidee vorgestellt, welche auf erkannten Defiziten im Hilfenetzwerk basiert. In Wien existiert ein differenziertes Hilfesystem, welches jedoch die Bedürfnisse der jungen Zielgruppe nicht genügend beachtet. Mit einem Blick nach vorne wird ein neuer Ansatz in der Arbeit mit jungen von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen vorgestellt, der im Laufe der Bachelorarbeit entstand.

Abstract

This thesis is the outcome of the intensive examination with the theme of homelessness in a young age. The situation of young homeless people has not been explored enough till now, which is the motivation to start this survey. The thesis is based on already existing results in this field. Furthermore lately insights won from the research are described as well as a project proposal, that should contribute to the improvement of the situation of young homeless people. The focus is on the experiences of teenagers and young adults with the social helping system.

In the beginning of the literature research there is a general reference to the theme of homelessness in a young age. The reasons and causes for this problem and as a potential contact point the “Wiener Wohnungslosenhilfe” and its specific offers for young people are described.

Afterwards the outcome of the research is presented. Results are found by the analysis of interviews with members of the concerned target group. The emphasis is on the experiences young homeless people have made with the social helping system and its participants, why some constitutions are used while others are not and what ideas exist for the future to improve the current situation. Finally the idea of a project is presented that is based on the revealed deficits of the helping network. In Vienna there exists a differentiated helping system, although it does not consider adequately the needs of the young target group. By looking ahead a new approach in the work with young homeless people is introduced developed over the work on this bachelor thesis.

Inhalt

1. Einleitung	8
2. Wohnungslosigkeit im jungen Alter	11
2.1. Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit im jungen Alter.....	11
2.2. Folgen und Auswirkungen von Wohnungslosigkeit im jungen Alter	12
3. Leben abseits staatlicher Einrichtungen	14
3.1. Schwierigkeiten der Inanspruchnahme staatlicher Einrichtungen.....	14
3.2. Alternative Ressourcen	17
4. Institutionen und Netzwerke	20
4.1. Junge wohnungslose Menschen in Wien	20
4.2. Strukturen des institutionellen Hilfesystems	23
4.3. Die Formen der Wiener Wohnungslosenhilfe.....	24
5. Methodischer Zugang zur qualitativen Forschung	27
6. Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit im jungen Alter	31
6.1. Person A	31
6.2. Person B	33
6.3. Person C	35
6.4. Person D	36
6.5. Person E	36
6.6. Person F.....	37
6.7. Person G	38
6.8. Fazit.....	39
7. Leben und Alltag auf der Straße	41
7.1. Erfahrungen und Nutzung im öffentlichen Raum	41
7.2. Alternative Ressourcen	43
7.3. Fazit.....	45
8. Gründe für die Nutzung und Nichtnutzung von sozialen Einrichtungen	46
8.1. Fazit.....	51
9. Zukunft	52
9.1. Verbesserungsvorschläge.....	52
9.2. Wunsch nach stabiler Zukunft (konservative Zukunftspläne vs. Ideologien)	58
9.3. Fazit.....	59
10. Projektskizze	61
10.1. Ausgangssituation, Problemstellung, Hintergrund	61
10.2. Grundprinzipien	62
10.3. Zielsetzungen/ sozialarbeiterischer Ansatz.....	63
10.4. Zielgruppe	64
10.5. Kontaktaufnahme zur Zielgruppe.....	64
10.6. Umsetzung	64

10.7.	Personaleinsatz, Betreuungsschlüssel.....	65
10.8.	Vernetzung und Kooperation	66
10.9.	Gendermainstreaming	66
10.10.	Maßnahmen zur Qualitätssicherung.....	66
10.11.	Beschwerdemanagement	67
10.12.	Öffnungszeiten	67
10.13.	Erreichbarkeit.....	67
10.14.	Ressourcen	68
11.	Schlussfolgerungen.....	69
	Literaturverzeichnis:	72
	Anhang:	75

1. Einleitung

Wohnungslose Menschen sind längst Teil des Bildes einer Stadt. Trotzdem schließen die Menschen gerne ihre Augen davor und setzen ihre Scheuklappen auf beim Vorbeigehen an einem bettelnden Menschen am Straßenrand. Am Rande der Gesellschaft, ein schmutziger, alter Mann mit weihnachtlichem Rauschebart, mit einer Bierdose und Plastiksäcken, gefüllt mit all seinem Hab und Gut. So stellt man sich einen obdachlosen Menschen vor. Wird diese Vorstellung dann mit medialen Nachrichten über Jugendobdachlosigkeit nicht bestätigt und über die Machtlosigkeit unserer sozialen Sicherungssysteme berichtet, ist die Wohlstandsgesellschaft schockiert.

Das Thema der Wohnungslosigkeit im jungen Alter ist noch ein sehr neues, da bis vor kurzem das Problem noch nicht als eines wahrgenommen wurde. Gesetzlich dürfte es keine wohnungslosen Menschen unter 18 geben, da das Amt für Jugend und Familie für die Unterbringung von minderjährigen Jugendlichen, welche nicht in der Herkunftsfamilie bleiben können oder wollen, zuständig ist. In der Realität sind diese Fälle jedoch vorhanden. Da das Thema noch sehr unerforscht ist, gibt es erst sehr wenig Literatur darüber. Unsere Hauptforschungsfrage beschäftigt sich damit, welche Erfahrungen junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen mit dem sozialstaatlichen System machen.

Nach gründlichen Recherchen ergaben sich des Weiteren folgende Unterfragen: Was empfinden junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen als unterstützend und was als hinderlich? Wie erleben sie den Kontakt zu sozialstaatlichen AkteurInnen? Warum nützen sie bestimmte Angebote und warum nützen sie andere wiederum nicht? Wenn Angebote nicht in Anspruch genommen werden, welche alternativen Strategien haben sie dann?

Im zweiten Kapitel werden wir uns allgemein mit Wohnungslosigkeit im jungen Alter befassen. Wir wollen herausfinden, was die Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit von jungen Menschen sein könnten und was die daraus resultierenden Folgen und Auswirkungen sind. Wir versuchen außerdem zu beschreiben, wie schwierig es ist, diese beiden Entwicklungen auseinanderzuhalten. Es scheint nicht immer einfach und eindeutig erkennbar zu sein, ob bestimmte Lebensverhältnisse und Defizite möglicherweise schon vor der Wohnungslosigkeit bestanden haben und Ursachen für eben diese sind, oder ob sich die soziale Situation dieses Menschen erst mit dem Verlust von Obdach so entwickelt und verschlechtert hat.

Wir beschäftigen uns in dem dritten mit den bestehenden Schwierigkeiten der Annahme von Hilfeleistungen seitens junger, von Wohnungslosigkeit betroffener Menschen. Hierbei spielen nämlich eine Vielzahl von Faktoren mit, die jemanden von der Inanspruchnahme bestimmter Einrichtungen abhalten können, welche auf den ersten Blick nicht sichtbar sind. Auch wirklich gut gemeinte Absichten können ihr Ziel verfehlen, wenn auf bestimmte Umstände kein oder zu wenig Wert gelegt wird. In diesem Kapitel geht es aber auch darum, welche alternativen Ressourcen junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen haben und nutzen. Wie können sie, obwohl sie nicht oder kaum von bestimmten Einrichtungen Leistungen beziehen, einigermaßen gut überleben?

Im vierten Kapitel möchten wir darauf eingehen, wie es mit Wohnungslosigkeit von jungen Menschen in Wien aussieht und welche Hürden und Probleme es bei der Identifizierung von Wohnungslosigkeit gibt. Wir zeigen auf, welche Institutionen und Netzwerke bereits vorhanden sind und wie diese funktionieren. Der Aufbau der WWH (Wiener Wohnungslosen Hilfe) wird beschrieben und es wird aufgezeigt, welche speziellen Einrichtungen für junge Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind, vorhanden sind.

Um zu unseren Forschungsergebnissen zu gelangen, welche wir in den Kapiteln 6-9 näher erläutern, gehen wir in unserem fünften Kapitel auf die angewandten Methoden zur qualitativen Forschung ein.

Wir gliedern unsere Forschungsergebnisse in folgende thematische Schwerpunkte ein:

Im sechsten Kapitel werden die biographiebezogenen Aspekte unserer InterviewpartnerInnen in Hinblick auf die Ursachen und Wege in die Wohnungslosigkeit beschrieben. Wie unsere InterviewpartnerInnen den Alltag auf der Straße erleben, wird in unserem siebten Kapitel erläutert. Des Weiteren beschäftigt sich dieses Kapitel damit, welche alternativen Ressourcen abseits der staatlichen Hilfeleistungen entwickelt werden. Den Gründen der Nutzung bzw. Nichtnutzung von Einrichtungen und Institutionen widmen wir das achte Kapitel unserer Arbeit. In unserem letzten Teil der empirischen Forschung legen wir die Zukunftspläne und Verbesserungsvorschläge unserer InterviewpartnerInnen dar.

Nach den Interpretationen und Auswertungen unserer empirischen Forschung entwerfen wir eine Projektskizze für eine Anlauf- und Kontaktstelle für junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen, welche in unserem zehnten Kapitel vorgestellt wird. Unser Hauptaugenmerk legen wir auf Menschen, welche Schwierigkeiten mit der Inanspruchnahme von bereits bestehenden sozialstaatlichen Angeboten haben. Unser Projekt „Kontaktwagen“ definiert sich in der Gestaltung

der Bauwagen gemeinsam mit der Zielgruppe. In weiterer Folge streben wird die Etablierung einer Kontakt- und Anlaufstelle an, welche sich auch durch tagesstrukturierende Angebote und erlebnispädagogische Ansätze besonders hervorhebt.

2. Wohnungslosigkeit im jungen Alter

In diesem Kapitel werden wir uns mit der Wohnungslosigkeit im jungen Alter im Allgemeinen beschäftigen. Wir befassen uns mit den Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit und mit deren Folgen und Auswirkungen.

2.1. Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit im jungen Alter

Warum werden nun junge Menschen wohnungslos? Welche Ursachen und Risikofaktoren können genannt werden?

Die Faktoren, welche junge Menschen auf die Straße treiben sind vielfältig und subjektiv unterschiedlich ausgeprägte Jugendliche, welche schon viel zu früh Erfahrungen mit finanziellen Problemen, Gewalt und Beziehungskonflikten machen, fallen durch die Auffangnetze des Hilfesystems und landen schließlich auf der Straße.

Eine der Hauptursachen für Wohnungslosigkeit im jungen Alter sind Spannungen im Familiensystem. Viele der Jugendlichen erleben in ihrer Herkunftsfamilie Gewalt, sei es nun psychische, physische oder sexuelle Gewalt. Meist beginnen die Übergriffe bereits im Kindesalter, die Betroffenen verlassen aber erst im Jugendalter ihr Zuhause. Sie reißen aus und flüchten zu Verwandten, Bekannten oder verbringen ein paar Nächte auf der Straße. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 16) Vor allem familiäre Probleme spielen bei Kindern und Jugendlichen eine bedeutende Rolle. Wenn der Schutzraum von Zuhause fehlt und das Abhängigkeitsverhältnis der Kinder zu ihren Eltern durch Gewalterfahrungen, sexuellen Missbrauch, Suchtverhalten und Vernachlässigung missbraucht wird, ist die Lage schwer zu bewältigen. Manche verschließen sich aufgrund dieser Probleme und es führt zur Isolation, andere können nur in Form von Gewalt aus dieser Situation ausbrechen. (vgl. Rinderer 2012, 12-14)

Oft werden Jugendliche auch direkt von ihren Eltern auf die Straße gesetzt, weil es zu eskalierenden Streitigkeiten über Aussehen, Freundeskreis oder Ausbildung kommt. In diesen Fällen kommt es oft zu längerfristiger Wohnungslosigkeit, da diese Jugendlichen auch nicht mehr nach Hause zurück können, weil die Eltern sie nicht mehr willkommen heißen. Häufig ist der Auslöser auch ein Konflikt mit einem Stiefelternteil. In den meisten Fällen handelt es sich hierbei um den Stiefvater, welchem von der Mutter oft viel Macht übertragen wird. Ein weiterer Konfliktherd entsteht, wenn es mit dem Stiefelternteil zur Gründung einer, aus Sicht der Jugendlichen, neuen Familie kommt; also auch Halbgeschwister hinzukommen. Junge wohnungslose Menschen können aus allen

gesellschaftlichen Schichten kommen, wobei festzustellen ist, dass Jugendliche aus ökonomisch nicht gut gesicherten Verhältnissen öfter betroffen sind. Ein weiterer Risikofaktor ist der Übergang von Einrichtungen der Jugendhilfe zum eigenständigen Wohnen mit Beginn der Volljährigkeit. Viele Jugendliche schaffen diesen Schritt nur schwer und landen (wieder) auf der Straße. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 17-19)

2.2. Folgen und Auswirkungen von Wohnungslosigkeit im jungen Alter

Ein wichtiger Aspekt, welcher eine Gefahr beim Leben auf der Straße darstellt, ist Gewalt. Gabriele Pfennig beschreibt in ihrer Dissertation das Gewaltverhalten von „Straßenkinder[n] auf dem Hauptbahnhof [von Köln; Anm. d. VerfasserInnen]“ (Pfennig 1995, S.28) als gesteigert und eine Belastung psychosozialer Natur, in der „Gewalt für viele Kinder und Jugendliche des Milieus auch Mittel zur eigenen Selbstverteidigung [wird] oder zur Aggressionsentladung“. (ebd.)

Dieses zweischneidige Bild des Umgangs mit Gewalt konnte von Hanna Permien und Gabriela Zink in „Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht Jugendlicher“ auch beobachtet werden. Zusätzlich zu erlebter Gewalt im Kreise mit anderen wohnungslosen Jugendlichen erfahren diese auch „von Polizei- und Sicherheitskräften, Freiern, aber auch von Passanten und Anwohnern“ (Permien/Zink 1998, 273) direkt und indirekt Abwertungen und Demütigungen. Es werde zwar versucht diese kränkenden und durchaus prägenden Momente zu überspielen und so zu tun, als ob sie nicht betroffen wären, jedoch konnten die Forscherinnen feststellen, dass diese entwürdigenden Begegnungen die Jugendlichen sehr wohl psychisch belasten. (ebd.)

Ebenso psychisch belastend für Menschen, die auf der Straße leben, ist die ständige Anstrengung immer wieder aufs Neue einen Schlafplatz zu suchen. Dieser kann meist nur für kurze Zeit in Anspruch genommen werden, bis sie wieder vertrieben werden oder beispielsweise das leerstehende Haus abgerissen wird etc. (vgl. Segenschmied 1996, 50f) Doch auch wenn Jugendliche bestehende staatliche Hilfeleistungen in Anspruch nehmen möchten, kann es enorme Hürden geben. Hanna Permien und Gabriela Zink beschreiben „[...] die Länge des Hilfeplanungsprozesses, die Ungewißheit [sic] ihres Ausgangs und ihre [der Jugendlichen, Anm. der VerfasserInnen] mangelnden Einflußmöglichkeiten [sic] [...]“ als Problemfeld (vgl. Permien/Zink 1998, 344). Mangelnde Flexibilität und, nicht an die Bedürfnisse der potentiellen NutzerInnen angepasste, Richtlinien, welche an den Lebenswelten der Betroffenen vorbeigehen, senken außerdem die Attraktivität von einigen Einrichtungen der Jugendwohlfahrt und der Wohnungslosenhilfe. Wird beispielsweise zu früh, nach Beginn der Betreuung oder Unterbringung erwartet, dass regelmäßig die Schule besucht wird, oder dass sich Betroffene an einengende Öffnungs- und Schließzeiten

halten müssen, ist es eine, unserer Meinung nach legitime Konsequenz der Jugendlichen, diese Einrichtungen nicht zu nutzen. (vgl. Permien/Zink 1998, 338)

Diese wechselnde Wohn- bzw. Lebenssituation ist also ausgesprochen unsicher. Aufgrund dieser und anderer Bedrohungen, sowie der Kälte im Winter, setzen viele obdachlose Menschen den Konsum von Alkohol und anderen Drogen als eine Art Bewältigungsstrategie ein, um ein derartiges Leben überhaupt aushalten zu können. Um einen relativ „sicheren“ Schlafplatz zu bekommen, bedarf es Durchhalte- und Durchsetzungsvermögen, um nicht zu resignieren. (vgl. Segenschmied 1996, 50f)

Dieser, unmittelbar zu fast jeder Szene gehörende Teil, nämlich Drogenkonsum, einschließlich Alkoholkonsum, kann mehr bedeuten. Drogen sind ein Teil des Lebensstils, Ausdruck von Gemeinschaft, vermitteln Spaß und am wichtigsten: sie dienen als Bewältigungsstrategie des Lebens ohne Wohnung und zur Verdrängung schmerzlicher Erfahrungen. Dementsprechend zeigt sich der Konsum von Alkohol und Drogen für wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene vorerst funktional. Auf diesen Zusammenhang verweisen auch Bodenmüller und Piepel (2003, 81f). Zeiten der Wohnungslosigkeit sind meist geprägt von Drogenexperimenten, welche mit hohem Alkoholkonsum in Verbindung stehen. Ein anderer Aspekt, warum Jugendliche zu Suchtmitteln greifen ist auch folgender: das Betteln unter Alkohol – und Drogeneinfluss ist für viele leichter. Schnorren wird in der Regel für die Jugendlichen als „Arbeit“ wahrgenommen und zählt zu den ungefährlichsten Überlebensstrategien. Obwohl dabei auch manchmal größere Summen an Geld angeschafft werden können, ist dieses meist schnell wieder verbraucht und somit kommt es immer wieder zu existentiellen Notlagen. Es besteht eine Bandbreite an Konsum- und Abhängigkeitsmustern auf der Straße. Dies zeigt als Schlussfolgerung in der Regel körperliche Folgen wie auch starke Gewichtsabnahmen auf. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 81ff)

Meyer ergänzt zu der Thematik des Drogenkonsums folgende Erklärung: „Gefühle wie Angst, Ekel, Frust, Wut, Perspektivlosigkeit und Langeweile etc. [werden] unter Einfluss [sic] der Drogen nicht mehr gespürt [...]“ (Meyer 1993, 2 zit. in Pfennig 1995, 30)

Cannabis und Alkohol, welche durchaus auch exzessiv konsumiert werden, gelten nach den Studien von Permien und Zink als „die Basisdrogen der Straßenjugendlichen, welche nicht weiter hinterfragt oder problematisiert werden.“ (Permien/Zink 1998, 259)

Trotz des scheinbar sorglosen Umgangs mit Drogen, werden diese auf eine gewisse Art und Weise von Jugendlichen gefürchtet, „denn sie könnten abhängig machen, ins Obdachlosenheim, Gefängnis

oder in die Psychiatrie führen [...]” (ebd. S. 262) Es ist davon auszugehen, dass der Großteil der Jugendlichen grundsätzlich über die Gefahren von Drogenkonsum Bescheid weiß, wenn auch nicht auf einheitlichem oder unbedingt ausreichendem Ausmaß.

Das Leben auf der Straße führt auch dazu, dass die Jugendlichen in psychischer und physischer Form immer mehr belastet werden. Dies kann sich durch körperliche Krankheiten wie Hauterkrankungen, wunde Füße, offene Wunden etc., Verletzungen durch Unfälle oder Überfälle, durch die Folgeerscheinungen von Alkohol und Drogen usw. äußern. (vgl. Segenschmied 1996, 53) Außerdem hat es bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, bei denen ein exzessiver Drogenkonsum oder eine Abhängigkeit besteht, größtenteils eine Flucht in die Beschaffungskriminalität zur Folge. Um den Drogenkonsum finanzieren zu können, werden Diebstahl, Raub und Hehlerei begangen. Auch Konfliktbewältigung erfolgt auf der Straße oft durch körperliche Gewalt, vor allem in Verbindung mit Alkohol. Da bei Körperverletzung mit einer höheren Strafe zu rechnen ist, lässt es die Entwicklung eigener Lebenspläne immer weiter in die Ferne rücken. In den Phasen der Stabilisierung (eigene Wohnung, Substitution etc.) nehmen diese Straftaten in der Regel ab. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 281-290)

3. Leben abseits staatlicher Einrichtungen

In diesem Kapitel beschäftigen wir uns mit den jungen Menschen, die abseits von staatlichen Einrichtungen leben. Welche Schwierigkeiten haben sie Hilfsangebote anzunehmen? Wenn sie diese nicht annehmen, welche alternativen Ressourcen haben und nutzen sie?

3.1. Schwierigkeiten der Inanspruchnahme staatlicher Einrichtungen

Die Schwierigkeiten, welche jungen Menschen bei der Inanspruchnahme staatlicher Einrichtungen im Wege stehen, wären unseren Überlegungen nach, die oft vorherrschenden Regeln und Hausordnungen der Einrichtungen, sodass viele Jugendliche das "freie" Leben auf der Straße vorziehen. Auch das Verbot der Mitnahme von Haustieren, in der Regel Hunde, welches in den meisten Einrichtungen besteht, sowie das Konsumverbot von Alkohol und Drogen, könnten ein Grund der Nichtinanspruchnahme sein. Weiters besteht die Möglichkeit, dass junge Menschen Angst haben ihre Freiheiten und ihre Selbstständigkeit zu verlieren, wenn sie sich in staatliche Einrichtungen begeben. Viele der jungen Menschen, die wohnungslos sind haben schließlich auch schon in ihrer Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit diversen Einrichtungen, besonders denen der Jugendwohlfahrt, gemacht und haben somit eventuell kein Vertrauen mehr in diverse Hilfsmaßnahmen. Manche junge Menschen wollen bzw. können unserer Annahme nach eventuell

auch nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen und suchen nach alternativen Raumnutzungen, wie zum Beispiel Wagenplätze oder andere selbstverwaltete Freiräume.

Es stellte sich äußerst schwierig dar, wissenschaftliche Belege für unsere Vermutungen in der vorhandenen Literatur zu finden, da das Thema der jungen wohnungslosen Menschen noch ein sehr neues und unerforschtes Gebiet ist und besonders die Hintergründe für die Nicht-Inanspruchnahme vorhandener Hilfsleistungen, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt werden.

Viele der jungen Menschen haben vor ihrem Leben auf der Straße Kontakt zu Jugendwohlfahrtseinrichtungen. Die meisten der gesetzten Maßnahmen wurden aber zu meist vorzeitig abgebrochen (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 38f). Sowohl Martina Bodenmüller und Georg Piepel (2003, 38) als auch Hanna Permien und Gabriela Zink (1998, 340ff) beschreiben, dass sich die Jugendlichen oft von den MitarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt nicht verstanden und sich oft durch deren Entscheidungen über ihren Kopf hinweg übergangen fühlen. Die Jugendlichen haben oft das Gefühl, besonders beim Erstkontakt, dass die MitarbeiterInnen sich auf die Seite der Eltern stellen. Dort wo diese Jugendlichen Hilfe suchen, erfahren sie nun Ablehnung und Hinterfragung. (vgl. Permien/Zink 1998, 341f)

Daher verwundert es nicht, dass der in der Literatur am häufigsten genannte Grund, warum junge Menschen vorhandene Angebote nicht nutzen, frühere, zumeist negative Erfahrungen mit Hilfsangeboten sind. Um sich vor erneuten Vertrauensbrüchen und Beziehungsabbrüchen zu schützen, nehmen Jugendliche oft Hilfe gar nicht erst an (vgl. Mücher 2010, 145).

Pfennig beschreibt in ihren Forschungen ähnliche Schwierigkeiten:

„Hinzu kommt, daß [sic] der pädagogische Umgang mit Straßenkindern sich oft außerordentlich schwierig gestaltet, weil diese nach Beziehungsabbrüchen und Abschiebungsprozessen enttäuschten Kinder und Jugendlichen gegenüber Erwachsenen und Sozialarbeitern mißtrauisch [sic] geworden sind. Oft lehnen sie den Kontakt mit Jugendämtern und Einrichtungen der Jugendhilfe sogar gänzlich ab.“ (Pfennig 1995, 2)

Laut Frank Mücher (2010, 208) wird zum Beispiel auch Streetwork anfangs nur sehr zaghaft von Jugendlichen angenommen, da sie schlechte Erlebnisse mit vorangegangenen Maßnahmen der Jugendwohlfahrt hatten. Es besteht die Befürchtung seitens der Jugendlichen, dass auch der/die SozialarbeiterIn der Streetworkorganisation eine Maßnahme ohne ihrer Zustimmung setzt. (vgl. Mücher 2010, 208)

Ein weiteres Problem ist die örtliche Zuständigkeit. Viele Jugendliche entfernen sich aus ihrem

Heimatort, um in größere Städte zu ziehen. Zuständig für sie ist dann allerdings immer noch der Jugendwohlfahrtsträger ihres Herkunftsbundeslandes. Die Jugendlichen müssten also wieder zurückkehren, um Hilfe anzunehmen. Viele von ihnen wollen das allerdings nicht und bleiben daher lieber wohnungslos. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 41)

In vielen Einrichtungen herrschen strikte Regeln, viele Jugendliche können damit nicht umgehen und wollen ihre auf der Straße erworbene Eigenständigkeit nicht aufgeben (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 113). Jugendliche empfinden des öfteren, dass es in Einrichtungen ein Übermaß an Erziehung gibt und nehmen die Präsenz und Handlungen der PädagogInnen als großen Eingriff in ihre, gerade in der Pubertät sehr wichtige, Privatsphäre wahr (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 114). Jugendliche pendeln auch oft zwischen Straße und Einrichtung, halten die Ausgehzeiten nicht ein, schlafen auswärts oder bringen Bekanntschaften mit und lassen diese bei sich übernachten. Dies erweist sich als Problem für die Einrichtungen und führt häufig zu einem frühzeitigen Abbruch der Maßnahme. Oft nehmen Jugendwohlfahrtseinrichtungen auch keine drogenabhängigen Menschen auf, daher haben viele Jugendliche gar nicht erst die Chance Hilfe anzunehmen. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 41f)

Viele junge Menschen, welche auf der Straße leben, besitzen einen Hund. Dieser gibt ihnen zum einem Schutz und auch Treue. Sie können sich auf ihn verlassen, was bei anderen Beziehungen auf der Straße oft nicht der Fall ist. Allerdings sind in vielen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe Hunde verboten, oder nur eine bestimmte Anzahl an Hunden erlaubt. Viele Jugendliche ziehen, um mit ihrem Hund zusammen sein zu können, daher das Übernachten unter freiem Himmel den Hilfsangeboten vor. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 25) Oft ist es auch nicht möglich zusammen mit seiner/seinem PartnerIn, in einer der Einrichtungen zu übernachten, auch deswegen nehmen junge wohnungslose Menschen oft Hilfe nicht an (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 270).

Immer wieder liegt die Nichtnutzung einfach auch an dem Bekanntheitsgrad der Einrichtungen. Innerhalb der Szene ist zwar meistens bekannt, woher man welche Hilfe bekommen kann, allerdings gibt es auch hier falsche Informationen und Vorurteile und auch für Neulinge ist es oft nicht klar woher sie welche Hilfe bekommen können (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 304f). Auch Inge Bozenhardt und Luisa Lindenthal kamen durch ihre Forschung zu der Erkenntnis, dass öfters Angebote, hier das Übergangswohnen, von Jugendlichen aufgrund von Informationsmangel nicht in Anspruch genommen wird. Manche junge Menschen entscheiden sich auch bewusst für alternative Wohnformen, wie etwa das Leben in besetzten Häusern oder auf Wagenplätzen. Hier wird von jungen Menschen vor allem die Freiheit, die Gestaltungsmöglichkeiten und die Beziehungen zu

Gleichgesinnten als besonders wichtig wahrgenommen. (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 118ff)

3.2. Alternative Ressourcen

Dieses Kapitel der Arbeit bezieht sich auf unseren Schwerpunkt der NichtnutzerInnen von Angeboten und die daraus resultierenden Überlebensstrategien.

Erwin Jordan und Gitta Trauernicht unterscheiden bei den obdachlosen Jugendlichen zwischen „Ausreißern“ und „Trebegängern“. Jugendliche, welche aufgrund unterschiedlicher Problemlagen ihren Zufluchtsort Familie oder Heim nur kurzfristig verlassen, werden als Ausreißer bezeichnet. Während der Ausdruck Trebegänger denjenigen zugesprochen wird, welche langfristig, ohne festen Wohnsitz und ohne regelmäßigem Einkommen auf der Straße sind. (vgl. Jordan/Trauernicht 1986, 28f) Großteils Männer ziehen die Straße den Angeboten von Obdachloseneinrichtungen immer wieder vor, da sie diese oft als stigmatisierend und bevormundend empfinden. Die Lösung der eigenen Probleme erscheint meist als derart kompliziert, dass eher ein „Umgehen“, als eine Lösung angestrebt wird. In unseren Literaturrecherchen kristallisierte sich immer wieder heraus, dass sich Betroffene mit dem Leben auf der Straße meist ihre Selbstständigkeit und Freiheit bewahren möchten. Oft wird es mit einem gewissen Stolz betont, sich auf der Straße selbstständig organisieren zu können und keine Hilfen in Anspruch nehmen zu müssen. Jene, welche auf der Straße leben, empfinden NächtigerInnen von Notschlafstellen und BewohnerInnen von Übergangswohnhäusern meist als nicht mehr fähig, sich selbst zu organisieren. Das Straßenleben ist für viele eine Herausforderung, nicht aufzugeben und sich nicht fallen zu lassen. Es bedarf großer Anstrengung, sich immer wieder eine Übernachtungsmöglichkeit zu suchen, welche relativ sicher ist. Weit entfernt von einer Privatsphäre oder einem Schutzraum, müssen die Betroffenen ständig besorgt sein, dass ihnen währenddessen ihr geringes Hab und Gut entwendet wird. (vgl. Segenschmied 1996, 47ff) Die Möglichkeit eines abschließbaren Spindes, welche zum Beispiel auf den größeren Bahnhöfen vorhanden sind, wird von den Betroffenen selten in Anspruch genommen, da das benötigte Kleingeld anderweitig gebraucht wird und die wenigen Wertsachen bei sich getragen werden möchten. Weiters sind vor allem jene, welche in öffentlichen Anlagen nächtigen, Störungen und Polizeikontrollen, sowie Gewalt und Kriminalität ausgesetzt. Der Verlust von persönlichen Dokumenten erschwert behördliche Wege und macht eine Inanspruchnahme staatlicher Leistungen unmöglich. Die finanziellen Mitteln sind in der Regel nicht vorhanden, um in kurzer Zeit die Dokumente zu erneuern. (vgl. Segenschmied 1996, 49f)

Kristina Segenschmied gibt in Ihrem Werk „Begegnungsraum auf der Straße“ an, dass größtenteils Männer staatliche Leistungen aufgrund von Scham, Unkenntnis und fehlendem

Durchsetzungsvermögen nicht in Anspruch nehmen. Auch werden behördliche und organisatorische Schwierigkeiten, wie die bereits erwähnten fehlenden Dokumente, genannt.

Als Nächstes werden wir auf die Mitversorgungs- und Abhängigkeitsstrukturen von auf der Straße lebenden Frauen eingehen, welche von Martina Bodenmüller und Georg Piepel folgendermaßen erläutert werden (2003,28f).

Frauen sind in der Regel wesentlich jünger als die männlichen Betroffenen in der Straßenszene. Sie unterliegen einer enormen Abhängigkeit der älteren Szeneangehörigen. Frauen sind vermehrt auf Betteln, Diebstähle oder Angebote mit prostitutivem Charakter angewiesen. Um eine Übernachtungsmöglichkeit zu bekommen, werden von den Frauen oft Zweckbeziehungen eingegangen, welche zumindest für einen gewissen Zeitraum, die Sicherheit darstellen, nicht auf der Straße nächtigen zu müssen. Oft unterliegen sie der Tatsache, ihren eigenen Körper für einen Schlafplatz verkaufen zu müssen. Gerade bei neu hinzugekommenen Frauen, wird ihre Unwissenheit der Szene oft von Männern ausgenutzt. Bodenmüller und Piepel argumentieren, dass sich die anfängliche „Ersatzfamilie“ auf der Straße meist rasch als eine Notgemeinschaft darstellt, geprägt von Unverbindlichkeit und Konkurrenz. (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 28ff)

Ein weiterer Punkt, welchen wir gerne genauer erläutern möchten, befasst sich mit den diversen Hilfsangeboten der Jugendwohlfahrt. Hanna Permien und Gabriela Zink verweisen darauf, dass gerade bei minderjährigen Jugendlichen die passende Hilfeleistung meist erst nach langer Zeit oder nie gefunden wird, sodass es sie immer wieder auf die Straße zieht (1998, 173f). Oft haben KlientIn und HelferIn sehr unterschiedliche Erwartungen. Trotz der bestehenden Mühe der HelferInnen erscheint dem/r KlientIn die erfahrene Hilfe häufig unzulänglich und unangemessen (vgl. Albrecht et al. 1990, 92).

Anfangs wird versucht die Jugendlichen nach einem klärenden Gespräch mit den Erziehungsberechtigten wieder nach Hause zu schicken. Die Jugendlichen hoffen natürlich, dass sich das Verhältnis zu den Eltern nach ersten Fluchtversuchen und der Intervention des Jugendamtes wieder bessert. Viele Jugendliche wenden sich mehrmals an Kriseneinrichtungen, welche sie dann auch in Obhut nehmen, allerdings nach kurzen Schlichtungsversuchen mit den Eltern wieder nach Hause schicken und die Rückführungen nicht längerfristig professionell begleitet werden. Oft aber auch verweigert die entscheidende Stelle des Jugendamtes oder die Eltern die Zustimmung zu Anträgen, welche den Jugendlichen einen Platz in Heimen, Wohngruppen oder im betreuten Wohnen ermöglichen würde. (vgl. Permien/Zink 1998, 173ff)

Als Gründe werden von Permien und Zink Mehrkosten, welche sich für das Jugendamt und die Eltern mit meist geringem Einkommen ergeben würden, angegeben. Nicht immer ist es von Seiten der Eltern eine Kostenfrage. Oft handelt es sich auch um einen gewissen „Machtkampf“ zwischen Eltern und Kind. Die benötigten Unterschriften entwickeln sich so zu einem Instrument der elterlichen Handhabung, welche die betroffenen Jugendlichen wochenlang in Wartestellung hält. Auch die Maßnahmen, die ihnen schlussendlich zugesprochen werden, passen häufig nicht zu ihren Wünschen, biographischen Entwicklungen und bereits gesammelten Erfahrungen mit der Jugendhilfe. Die Tatsache, dass die Ergebnisse nicht immer individuell angepasst sind, sondern oft eher auf einen Kompromiss der zuständigen Institutionen zurückzuführen sind, ist ein Grund, dass viele Jugendliche sich in dieser Phase vermehrt der Straße zuwenden. In vielen Fällen führt dies zu Fluchtversuchen und weiteren Verfestigungen von Straßenkarrieren statt zu gelungenen Ausstiegen. Infolgedessen entfernen sich die Jugendlichen nicht nur von Familie und Schule, sondern auch von den Angeboten der Jugendhilfe und orientieren sich am Straßenleben. (vgl. Permien/Zink 1998, 181ff)

In der Szene treffen die Jugendlichen auf Menschen, welche aus ähnlichen Problemzusammenhängen stammen, wie Obdachlose, Drogenabhängige, Prostituierte etc. Da diese Personen bereits Erfahrungen mit dem Leben auf der Straße haben, führt es dazu, dass sie von auf der Straße lebenden Jugendliche als „neue Familie“ bezeichnet werden. Auf der Flucht von den Beziehungsstörungen in der Familie oder im Heim, fühlen sie sich in dem Milieu von Gleichgesinnten verstanden und akzeptiert. Die gesuchten Beziehungen und Zuwendungen werden auf der Straße gefunden und das Milieu wird zunächst als Schutz erlebt. Gleichzeitig findet eine Umkehrung der Entwicklung der Jugendlichen statt. Für sie verschwindet die Phase der „Kindheit“ und verlangt ihnen pseudoerwachsenes Verhalten ab. (vgl. Pfennig 1995, 19-28) Auch Inge Bozenhardt und Luisa Lindenthal erwähnen die große Solidarität zwischen von Wohnungslosigkeit betroffenen jungen Menschen (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 133).

Die Jugendlichen müssen neue Fähigkeiten entwickeln, um den Alltag auf der Straße meistern zu können. Selbstständigkeit und Autonomie stehen an der Spitze, um sich in fremder Umgebung ohne Geld zurechtfinden zu können, Nahrungsmittel zu beschaffen, Verbündete zu suchen und sich nicht von der Polizei aufgreifen zu lassen. (vgl. Hartwig 1988, 196) Minderjährigen Jugendlichen, welche polizeilich gesucht werden, bleibt oft nur die Möglichkeit von illegaler Beschäftigung, um ihr Überleben sichern zu können (vgl. Pfennig 1995, 32f).

Jugendliche auf der Straße werden laut Pfennig in vielen Fällen in die Prostitution getrieben oder zu

kriminellen Delikten verleitet, um überleben zu können. Diese Lebenssituation führt möglicherweise zu Drogenkonsum oder erhöhtem Risikoverhalten. Zugleich wird Gewalt für viele Jugendliche der Szene zur eigenen Selbstverteidigung oder zur Aggressionsentladung. (vgl. Pfennig 1995, 20-28)

Die faszinierenden Aspekte des Lebens auf der Straße gehen Hand in Hand mit den beunruhigenden und destruktiven Erfahrungen. Diese Ambivalenz und Zerrissenheit prägt den Alltag der Jugendlichen, welche sich jenseits von Familie und stationären Einrichtungen der Jugendwohlfahrt befinden. (vgl. Permien/Zink 1998, 220)

4. Institutionen und Netzwerke

Hier befassen wir uns mit der Situation junger wohnungsloser Menschen in Wien. Wie geben einen Überblick über die schon existierenden Angebote und zeigen wie die Wiener Wohnungslosenhilfe aufgebaut ist und welche speziellen Einrichtungen es für junge Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind gibt.

4.1. Junge wohnungslose Menschen in Wien

Im Zuge der Recherchen für diese Bachelorarbeit wurde festgestellt, dass es keine genauen Statistiken und Daten zu jungen obdachlosen Menschen in Österreich, beziehungsweise in Wien, gibt. Bei der Erarbeitung einer uns vorliegenden Masterarbeit mit dem Titel „Niederschwellige Jugendnotschlafstellen in den einzelnen Bundesländern Österreichs.“, mussten die ForscherInnen ebenso Folgendes erkennen: „Genau Zahlen zur Problematik jugendlicher Wohnungslosigkeit gibt es nicht. Auch diese können, genau wie bei der Wohnungslosigkeit Erwachsener, nur geschätzt werden.“ (Berger/Gößler/Münzer 2008, 53)

Das Nichtvorhandensein von genauen Fakten ist allerdings keineswegs ein rein österreichisches Problem. Es handelt sich nicht um möglicherweise politisches Desinteresse oder mangelndes Problembewusstsein, wie schnell klar wird. Erfasst werden kann die genaue Anzahl von wohnungslosen Jugendlichen nicht- lediglich der Teil der Jugendlichen, der bei sozialstaatlichen Einrichtungen unterkommt und sich registrieren oder betreuen lässt, kann in Berichten und Statistiken genau dargestellt werden. Zahlen zu Nächtigungen in Notschlafstellen beispielsweise gibt es schon.

Das P7 [genauere Erklärung der Einrichtung in Kapt. 4] hat etwa in ihrem Tätigkeitsbericht vom Jahr 2011 festgestellt, dass 6.162 KlientInnenkontakte gezählt wurden, wovon 2.138 (34,7%) zwischen 18 und 30 Jahren waren. Zumindest einmal in einem Notquartier nächtigten insgesamt 2.767 Personen. Es ließ sich durch eine Proportionalrechnung auch herausfinden, dass von den genannten 2.767 Personen ungefähr 960 unter 30-Jährige waren (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien (Hrsg.) (2012): P7. Wiener Service für Wohnungslose. Jahresbericht 2011, 20f).

Das Problem der Erfassung genauer Daten liegt auf einer anderen Ebene. Es hat mit der Thematik der Obdach- beziehungsweise Wohnungslosigkeit selbst zu tun. Pfennig stieß bei ihrer Dissertation in Köln auch auf das Problem der nichtvorhandenen Statistiken und beschreibt ein Phänomen, welches zu der Unüberschaubarkeit der exakten Zahl an jungen wohnungslosen Menschen beiträgt:

„Hinzu kommt die Tatsache, daß [sic] Ausreißer statistisch gesehen meist einen angemeldeten Wohnsitz im Elternhaus oder in einer Jugendhilfeeinrichtung haben und somit nicht in die Zahlen zu den Personen ohne gesichertes Obdach eingehen.“ (Pfennig 1995, 21)

Erschwerend zur Auswertung von Zahlen zu jugendlichen, wohnungslosen Menschen kommt auch noch ein wichtiger rechtlicher Faktor dazu, welcher die Teenager unter 18 Jahren betrifft. Nach derzeitiger Gesetzeslage dürfte es nämlich eigentlich gar keine minderjährigen Jugendliche geben, die keinen festen Wohnplatz bei ihrer Familie oder einer Einrichtung der Jugendwohlfahrt haben. Monika Simetsberger hat dies bei ihrer Diplomarbeit folgendermaßen zusammengefasst: „Für jeden Jugendlichen in Wien gibt es einen Platz in einem Heim, einer Wohngemeinschaft oder einem Krisenzentrum.“ (Simetsberger 2005, 52). So sieht es zumindest in der Theorie aus. Die Praxis spricht jedoch eine andere Sprache. Oft liegt es auch daran, dass Angebote vom Jugendamt zu hochschwellig sind und die Jugendlichen wollen oder können sich gar nicht an die Regeln und Aufnahmekriterien halten. Monika Simetsberger hat unter anderem folgende Beispiele für häufige Aufnahmekriterien genannt: „Zwang zur Mitarbeit in der Betreuung, Einhalten von Terminen, Aufgeben der Anonymität,...“ (vgl. ebd.).

Was nicht vergessen werden darf, ist außerdem die Tatsache, dass junge Menschen nicht vor Wohnungslosigkeit gefeit sind, selbst wenn sie in ihrer Minderjährigkeit in voller Erziehung in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt waren oder gerade sind. Wie Pfennig beschreibt, werden Konflikte, die der oder die Jugendliche in der Herkunftsfamilie hatte, durch eine Heimeinweisung nicht sofort beseitigt, sondern bestehen oft weiterhin oder verschieben sich lediglich.

In Wien sind durch die Mag 11 relativ unklare Vorschriften festgelegt. Junge Menschen, welche aus

der vollen Erziehung kommen, können eine Befürwortung eines Wohnungsansuchens im Sinne der Verselbstständigung bekommen. Junge Erwachsene, welche in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt untergebracht wurden, haben demnach die Chance auf eine Gemeindewohnung, wobei es sich aber um keinen Rechtsanspruch handelt. Allerdings sind die in Klammer befindlichen Voraussetzungen zu beachten (Österreichischer bzw. EWR Staatsbürger, mindestens 2-jähriger Hauptwohnsitz in Wien, geringes Einkommen oder Bezug von bedarfsorientierter Mindestsicherung oder Lehrlingsentschädigung, selbstständige Wohnfähigkeit, die auch nicht klar definiert wird, unverschuldete (drohende) Obdachlosigkeit). Grundsätzlich gibt es demnach die Möglichkeit, anstatt mit der Volljährigkeit in die Obdachlosigkeit entlassen zu werden, eine gesicherte Wohngelegenheit zu bekommen. (vgl. Winna, Brigitte/ Holzmüller, Eveline o.J., 25f)

„Eine Erfahrung der MitarbeiterInnen der Wohnungslosenhilfe ist, dass immer wieder junge Menschen in den Einrichtungen anzutreffen sind, die bereits eine Gemeindewohnung hatten, u.a. nach einer Befürwortung durch die MAG11.“ (AG Junge Wohnungslose 2012, 17).

Die Arbeitsgemeinschaft Junge Wohnungslose mit Standortredaktion in Wien sprach im Jahr 2012 davon, dass „[i]n den letzten Jahren [...] den MitarbeiterInnen der Wohnungslosenhilfe eine steigende Anzahl von jungen wohnungslosen Menschen aufgefallen [ist], die in den bestehenden Einrichtungen nicht adäquat betreut werden können.“ (AG Junge Wohnungslose 2012, 1). Diese, auf den ersten Blick äußerst subjektiv wirkende Einschätzung, die in der Einleitung des Artikels noch ohne Belege bleibt, wird darin später zwar erläutert, jedoch auch nur unzureichend. Es werden Statistiken und Diagramme von P7, bzWO und anderen relevanten Einrichtungen aufgelistet und gegenübergestellt, aber der darin beleuchtete Bereich umfasst lediglich die Jahre 2009 bis 2011 und für diesen mag die Aussage teilweise auch zutreffen. Bei dem Eingangsstatement wird aber nicht definiert, was mit „[i]n den letzten Jahren[...]“ (ebd.) gemeint ist. Wenn dieser Anstieg auf die im Artikel durch Zahlen belegten Jahre 2009 bis 2011 zutreffen sollte, wäre dem nämlich zu widersprechen. Die Altersverteilung der Nächtiger und Nächtigerinnen wächst zwar stark von 2009 (1.112 unter 26-jährige) bis 2010 (1.372 unter 26-jährige), sinkt aber auf das Jahr 2011 (1.345 unter 26-jährige) wieder leicht. (vgl. AG Junge Wohnungslose 2012, 9). Nichtsdestotrotz ist es wichtig festzuhalten, dass es sich um sehr hohe Zahlen handelt.

Langfristig sehen wir jedoch bei dem Vergleich mit Deutschland, dass die Einschätzung und Wahrnehmung eines quantitativen Anstiegs von jungen Menschen, die von Wohnungslosigkeit betroffen sind, sehr wohl ein Phänomen ist, welches nicht allein auf Österreich zu beschränken ist. Helmut Schröder etwa wies 2004 darauf hin, dass bei der Untersuchung der Altersstrukturen der KlientInnen, die soziale Dienste und Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Anspruch nehmen,

die Gruppe der bis 29-jährigen „in dem beobachteten Zeitraum von 17,5 auf 26,4 [stieg], wobei die größte Dynamik sich Ende der 90er Jahre entwickelt.“ (Schröder 2004, 55).

Zustimmen können wir jedenfalls auch der Aussage, dass sich der Prozentsatz der unter 26-Jährigen bei rund 25% eingependelt hat, wie an den Daten der beiden Einrichtungen P7 (vgl. AG Junge Wohnungslose 2012, 5) und bzWO (vgl. AG Junge Wohnungslose 2012, 9) exemplarisch zu erkennen ist.

4.2. Strukturen des institutionellen Hilfesystems

Die Grundlagen und Leitsätze der Wiener Wohnungslosenhilfe liegen darin, jedem Menschen geeignete Lebensstandards zur Verfügung zu stellen, um jedem Gesundheit und Wohl zu gewährleisten. Ihre Aufgabe ist es obdach- und wohnungslosen Menschen bedarfsorientierte, ambulante Angebote, sowie adäquate Schlaf- und Wohnplätze zur Verfügung zu stellen, um deren Situation zu stabilisieren und sie in ein eigenständiges Wohnen zu integrieren. (vgl. Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen 2011, 3f).

Unterstützt und koordiniert werden die Hilfen vom Fond Soziales Wien FSW, der 2004 zur Förderung hilfebedürftiger Menschen gegründet wurde. Der FSW richtet sich nach den Wiener Sozialhilfegesetzen und Förderrichtlinien, welche mit dem Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen erarbeitet wurden. (vgl. Fonds Soziales Wien 2011, 4)

Die Wiener Wohnungslosenhilfe hat ein breites Angebot und hat sich vor allem in den letzten Jahren weiter differenziert. Neben kurzfristigen Unterbringungen bei akuten Notsituationen in Nachtquartieren und Möglichkeiten eines dauerhaften Wohnsitzes mit sozial betreutem Wohnen, wird der Schwerpunkt auch auf sogenanntes Übergangswohnen gelegt. Hier wird den Betroffenen ermöglicht, die selbstständige Wohnfähigkeit wieder zu erlangen oder noch zu erlernen. Um die Nachhaltigkeit des Angebotes der Wiener Wohnungslosenhilfe zu sichern, wird nun auch eine mobile Wohnbetreuung angeboten, um die Menschen in schwierigen Zeiten der Integration in eine eigene Wohnung zu unterstützen. Dieses Angebot findet sich in einigen Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe.

Das differenzierte Hilfsangebot in Wien mit unterschiedlichen Graden an Nieder- und Hochschwelligkeit, ambulanten und stationären Angeboten, wird in einem Stufenplan organisiert, den Betroffene durchlaufen. Der Klient/die Klientin beginnt normalerweise im Notquartier und steigt idealerweise eine Stufe nach der anderen hinauf bis zur eigenen Wohnung, mit dem Ziel ein

eigenständiges und menschenwürdiges Leben zu führen. (vgl. Fonds Soziales Wien 2011, 6ff)

Die Arbeit mit wohnungslosen Menschen hat sich in den letzten Jahren stark weiterentwickelt und besteht heute aus einem vielfältigen Versorgungs- und Hilfesystem. Es erfolgt nun auch ein konzeptueller Wechsel in der Arbeit mit wohnungslosen Menschen durch die Erprobung des *Housing First*. Dieser Vorgang soll das bisher geltende Konzept des *Treatment First*, also die vorrangige Betreuung der Betroffenen, erweitern. Nach diesem neuen Ansatz wird wohnungslosen Menschen zuerst eine Wohnung zur Verfügung gestellt, wo dann schließlich auch eine Betreuung bis zur Verselbstständigung stattfinden soll. Bei erfolgreichen Ergebnissen soll der Klient/die Klientin dort wohnen bleiben. (vgl. Magistratsabteilung 24 2012, 185)

Im Folgenden wird noch weiter auf die verschiedenen Formen der Wohnungslosenhilfe in Wien eingegangen und die unterschiedlichen Formen des Hilfesystems näher beschrieben, wobei insbesondere auf Einrichtungen, welche junge wohnungslose Menschen zur Zielgruppe haben, der Schwerpunkt gelegt wird.

4.3. Die Formen der Wiener Wohnungslosenhilfe

Ambulante Angebote der Wiener Wohnungslosenhilfe bestehen aus aufsuchender Straßensozialarbeit, Tageszentren und Beratungsstellen. All diese Hilfestellungen zeichnen sich durch eine besondere Niederschwelligkeit aus, denn deren NutzerInnen müssen keine Hürden überwinden und keine Voraussetzungen erfüllen, um deren Dienste in Anspruch zu nehmen. Beispiele für dieses Angebot sind in Wien die Essensausgabe des *Canisibusses*, die Beratungsstelle *P7*, das Tageszentrum *Josi*, die Gesundheitsversorgung vom *neunerHAUSARZT* und die Straßensozialarbeit der *Gruft*. (vgl. Fonds Soziales Wien 2011, 6ff)

Nachtquartiere sind ein weiteres niederschwelliges Angebot, die wohnungslosen Menschen bis zur Abklärung ihrer Situation Schlaf-, Wasch- und Depotmöglichkeiten bieten. Der Aufenthalt ist allerdings nur während des Abends und der Nacht möglich, tagsüber müssen die NutzerInnen der Notquartiere wieder hinaus auf die Straße. Die Schlafplätze werden vom *P7*, Service für wohnungslose Menschen, verwaltet und zugewiesen. (vgl. Magistratsabteilung 24 2012, 188)

Unter dem Begriff Übergangswohnen wird verstanden, den NutzerInnen sozialarbeiterische Betreuung anzubieten, mit dem Ziel ein eigenständiges Wohnen zu erreichen oder der Vermittlung in eine Dauerwohneinrichtung. Die Aufenthaltsdauer kann sich von wenigen Wochen bis zu

maximal zwei Jahren erstrecken. Dieses Betreuungsangebot ist in Wien besonders ausdifferenziert und bezieht sich auf verschiedene Zielgruppen. Menschen mit psychischen Problemen, junge Erwachsene, suchtkranke Menschen, Frauen in psychischen und/oder sozialen Krisen oder Menschen mit kurzfristigem Unterstützungsbedarf sollen in diesen Einrichtungen auf ein selbstständiges Leben in einer eigenen Wohnung vorbereitet werden. Bei betreutem Wohnen in Wohnungen wird von den KlientInnen eine bereits hohe Selbstständigkeit vorausgesetzt. Zielgruppe dieser Einrichtungen sind Menschen welche eine Starthilfe benötigen wie beispielsweise alleinerziehende Mütter und Väter sowie haftentlassene Menschen. In einigen Einrichtungen besteht die Möglichkeit bei erfolgreich abgeschlossener Betreuung, die Wohnung als Hauptmieter oder Hauptmieterin zu übernehmen. (vgl. Magistratsabteilung 24 2012, 188)

Es gibt auch Einrichtungen in Wien, welche sich speziell junge wohnungslose Menschen zur Zielgruppe genommen haben. Bedeutend ist in diesem Bereich die Zuständigkeit für diese Gruppe von KlientInnen. Bis zum 18. Geburtstag eines jungen Menschen ist das Jugendamt für dessen Versorgung zuständig. Ist die Volljährigkeit erreicht fällt der Fall in den Zuständigkeitsbereich der Wohnungslosenhilfe.

Die Jugendnotschlafstelle *a_way* hebt diese Grenze auf und sieht sich zuständig für junge Menschen im Alter von 14 bis 20 Jahren. Die Einrichtung wurde 2005 gegründet und befindet sich am Wiener Westbahnhof. Die Trägerorganisation ist die Caritas Wien und die Notschlafstelle wird durch das Magistrat 11 und der *Sucht- und Drogenkoordination Wien* finanziert. Das *a_way* bietet jungen Menschen in Krisensituationen Schutz, Erholung und einen Schlafplatz für die Nacht. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen Krisenintervention, Versorgung der Grundbedürfnisse sowie akute medizinische Versorgung, die Abklärung der individuellen Situation und psychosoziale Betreuung. Damit wird das Ziel verfolgt, Jugendliche und junge Erwachsene vor einem weiteren Abrutschen in die Wohnungslosigkeit, Sexarbeit, Suchtprobleme und Delinquenz zu bewahren und ihre Bereitschaft zu fördern, weitere Hilfsangebote wahrzunehmen und zu nutzen. Da es sich in dieser Einrichtung allerdings nur um eine Hilfestellung in Krisensituationen handelt, ist eine Übernachtung von mehr als fünf Nächten im Monat nicht möglich. An den Vormittagen wird mittels individueller Fallarbeit versucht, längerfristige Hilfestellungen zu organisieren und die KlientInnen werden an die Jugend- oder Erwachsenenhilfe weitergeleitet. Weiters gibt es einmal die Woche auch nachmittags offenen Betrieb. (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien 2012, 4-17)

Eine weitere Einrichtung der Caritas Wien ist das Übergangwohnheim *Juca*. Diese Einrichtung richtet sich speziell an bereits volljährige junge Erwachsene bis zum 30. Lebensjahr und bietet 73

Übergangswohnplätze. Die Hilfeleistungen des *Juca* können bis zu zwei Jahren beansprucht werden. Zusätzlich werden auch einige Notschlafplätze und ein Probewohnbereich zur Verfügung gestellt, welcher zur Abklärung genutzt wird, ob eine längerfristige Betreuung von beiden Seiten aus möglich und erwünscht ist. Durch die Möglichkeit längerfristig in einem geschützten Raum zu leben, können sich die jungen Menschen gut entfalten und an Zukunftsplänen arbeiten, um ein selbstständiges Leben zu erreichen. Diese Ziele werden in Gesprächen mit dem zuständigen Bezugssozialarbeiter oder der zuständigen Bezugssozialarbeiterin erarbeitet und abgeklärt. Um die jungen Erwachsenen nach längerer Wohnungslosigkeit an eine geregelte Tagesstruktur zu gewöhnen, damit der (Wieder-) Einstieg in ein Berufsleben erleichtert wird, gibt es einige Beschäftigungsprojekte im *Juca*. Bei *Ju_Can* werden Produkte aus Filz hergestellt, in der Küche *JuCantine* werden täglich einige Imbisse zubereitet, um den KlientInnen das selbstständige Leben näherzubringen und weiters gibt es die Beschäftigungsmöglichkeit in der Hausreinigung sowie die Möglichkeit bei Renovierungsarbeiten mitzuarbeiten. (vgl. Caritas der Erzdiözese Wien 2012, 3-8)

5. Methodischer Zugang zur qualitativen Forschung

Das Ziel unserer Forschungsarbeit ist es, Ergebnisse über das bis dato lückenhafte Thema von jungen mit Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen zu erhalten und eine Projektskizze als neues Angebot zu erarbeiten, welche wir nach der Interpretation und Auswertung unserer empirischen Forschung entwerfen.

Wir haben uns für einen qualitativen Forschungszugang entschieden, um die verschiedenen Thematiken tiefgründiger beleuchten zu können. Auch war die Möglichkeit der intensiveren Beschäftigung mit den Dynamiken von Wohnungslosigkeit im jungen Alter ein wichtiger Punkt in unserer Entscheidungsfindung.

Wir sind der Ansicht, dass wir mit unseren Forschungsfragen ein gesellschaftlich relevantes Themengebiet beforschen, welches bis dato unzureichend wissenschaftlich behandelt wurde. Gerade junge wohnungslose Menschen weisen aufgrund ihres Alters spezielle und eigene Merkmale auf, welche sich von jenen unterscheiden, die erst in späteren Jahren von Wohnungslosigkeit betroffen sind.

Unsere Hauptfrage ist Folgende:

„Welche Erfahrungen machen junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen mit dem sozialstaatlichen System in Österreich?“

Durch unsere Unterfragen ist es uns möglich konkreter und differenzierter auf soziale Angebote einzugehen und daraus resultierende Gründe für Nichtnutzung, Verbesserungsvorschläge, Erfahrungen mit den Einrichtungen und deren AkteurInnen, sowie entstehende alternative Ressourcen näher zu beleuchten.

- Was wird von jungen wohnungslosen Menschen bezüglich der Leistungen als Unterstützung/Hindernis erfahren?
- Wie erleben junge wohnungslose Menschen den Kontakt/ die Beziehungen zu sozialstaatlichen AkteurInnen?
- Welche Verbesserungsmöglichkeiten schlagen junge wohnungslose Menschen vor, um Angebotslücken zu schließen?
- Welche Gründe gibt es für junge wohnungslose Menschen, (Dienst-)Leistungen nicht in Anspruch zu nehmen?
- Welche alternativen Strategien verfolgen junge wohnungslose Menschen, welche das

sozialstaatliche System nicht in Anspruch nehmen?

Wir haben uns aufgrund der dadurch bestehenden Möglichkeit zur Lebensweltnähe und der Eigenkompetenz der InterviewpartnerInnen in der Rekonstruktion der eigenen Geschichte bzw. Biographie für das halbnarrative Interview als Erhebungsinstrument entschieden.

Wir informierten unsere InterviewpartnerInnen über die Anonymisierung ihrer persönlichen Daten. Weiters haben wir unseren InterviewpartnerInnen mitgeteilt, dass es sich um eine Interviewform mit Hauptaugenmerk auf ausführliche Erzählphasen und aktivem Zuhören handelt.

Die Einleitung starteten wir mit folgender Fragestellung/Erzählaufforderung: „Wir sind an deiner Lebensgeschichte interessiert. Was machst du gerade so? Wie ist es dazu gekommen?“

Daraufhin begann die Erzählphase, in welcher unsere InterviewpartnerInnen so lange berichteten, bis sie diese von selbst beendeten. Unserer Aufmerksamkeit galt dem aktiven Zuhören.

Um uns während des Interviews orientieren zu können und auf die wichtigsten Punkte einzugehen, erstellten wir einen Interviewleitfaden mit unseren Kernthemen. Im Sinne einer problemzentrierten Interviewführung fragten wir an unseren Leitfaden gestützt nach, um die auf unsere Forschungsfragen bezugnehmenden spezifischen Aspekte erheben zu können. Gleich nach dem Interview verfassten wir ein Bilanzschreiben und reflektierten die Interviewsituation.

Zu unseren InterviewpartnerInnen fanden wir auf unterschiedlichste Weisen. Zum Einen bekamen wir die Kontaktdaten von unserer Vortragenden. Unsere Forschungsleiterin ist in dem Bereich junger wohnungsloser Menschen tätig und hatte somit die passenden Verbindungen. So wurden uns die InterviewpartnerInnen A, B, C und F von SozialarbeiterInnen aus den entsprechenden Einrichtungen vermittelt. Außerdem haben wir in unserem persönlichen Umfeld Kontakte aufgenommen (D, E, G). Wir legten besonderes Augenmerk auf die Unterschiedlichkeit unserer InterviewpartnerInnen, da wir gerade aus dieser Kontrastierung der Perspektiven auf tiefgehende Ergebnisse hofften. Einerseits wollen wir auf Erfahrungen von jungen wohnungslosen Menschen, welche aktuell in Institutionen der Wiener Wohnungslosenhilfe untergebracht sind, zurückgreifen können und andererseits ist es uns auch von großer Bedeutung Menschen, welche in prekären Wohnsituationen leben oder dem sozialstaatlichen Angeboten bewusst skeptisch gegenüber stehen, zu interviewen, um ihre Ansichten zu erhalten.

Die oben angeführte Unterschiedlichkeit unserer InterviewpartnerInnen definierten wir in Typus 1 und Typus 2.

Die nachfolgenden vier InterviewpartnerInnen aus Typus 1 wurden uns von den jeweiligen Einrichtungen, in welchen sie betreut werden, vermittelt.

Die Interviews mit Person A und B wurden unmittelbar nach- und nebeneinander in einem Kaffeehaus geführt. Da die beiden aus demselben Notquartier kamen, gute Freundinnen waren und von demselben Betreuer an uns vermittelt wurden, konnte ihnen der Wunsch, die Interviews hintereinander und mit der jeweils anderen daneben, nicht abgeschlagen werden. Dass es möglicherweise eine bessere Interviewsituation hätte sein können, wenn die Befragungen alleine stattgefunden hätten, wurde zwar bedacht, jedoch konnte durch die psychische Unterstützung der jeweils anderen auch die Atmosphäre gebessert werden und die anfängliche Schüchternheit wich schneller als zu Beginn gedacht.

Das Interview mit Person C wurde in einer Notschlafstelle, deren Klient der Interviewpartner war, geführt. Da ein ruhiger Raum neben dem Büro zur Verfügung gestellt wurde, konnte das Gespräch ungestört verlaufen. Als Schwierigkeiten stellten sich die Sprachkenntnisse des Gesprächspartners heraus. Oft musste nachgefragt werden und manchmal mangelte es an Worten eine Situation passend zu beschreiben. Abgesehen davon verlief das Interview sehr locker und dem Gesprächspartner war es offensichtlich ein Anliegen seine Meinung und Erfahrungen preiszugeben und uns bei unserer Arbeit zu unterstützen.

Das Interview mit Person F wurde in der Drogenberatungsstelle Jedmayer geführt. Der Interviewpartner wirkte öfters orientierungslos, jedoch kann das wahrscheinlich auf eine rauschbedingte Beeinträchtigung zurückgeführt werden. Auch musste immer wieder nachgefragt werden, um den Verlauf des Gespräches bei zuhalten. Es herrschte oft starker Lärmpegel, da das Interview im Garten der Einrichtung geführt wurde.

Die folgenden drei Interviews führten wir bewusst mit Personen, welche die Angebote der Wiener Wohnungslosenhilfe nicht in Anspruch nehmen bzw. genommen haben. Es handelt sich um die InterviewpartnerInnen D, E und G aus Typus 2.

Das Interview mit Person G fand im Elternhaus statt, da es im Rahmen des Bekanntenkreises geführt wurde. Er berichtete uns ausführlich über seinen Erfahrungen aus Zeiten der Wohnungslosigkeit, da er mittlerweile nicht mehr davon betroffen ist. Die Situation war entspannt

und es war deutlich bemerkbar, dass ein Vertrauen herrschte und somit detailliert erzählt wurde.

Sowohl das Interview mit Person D, als auch mit E wurde unter freiem Himmel am Wagenplatz geführt. Immer wieder fuhren oder kamen Menschen vorbei und sorgten für Ablenkung. Auch dass andere BewohnerInnen des Wagenplatzes in Hörweite saßen, beeinflusste die Interviewsituation negativ, dennoch konnten wir auch hier, wie aus allen anderen geführten Interviews wertvolle Informationen für unsere Forschungsarbeit erhalten.

Als Motivation und Anerkennung bekamen die InterviewpartnerInnen einen Lebensmittelgutschein im Wert von €10. Im Nachhinein betrachtet, stellte sich für uns heraus, dass zwei unserer InterviewpartnerInnen diesen als einzige Motivation wahrgenommen haben und somit die Bereitschaft zur Auskunft gering war.

Nach den geführten Interviews, haben wir damit begonnen die gespeicherten Aufzeichnungen in Schriftdeutsch zu transkribieren. Grammatikalische Ungereimtheiten, welche aufgrund von Dialekten und unzureichenden Kenntnissen der deutschen Sprache entstehen können, hielten wir bei. Ein Interview (D) wurde auf Englisch geführt und deshalb ebenfalls auf Englisch transkribiert. Eine Übersetzung des Gespräches erschien uns als nicht sinnvoll.

Bei dem folgenden Prozess orientierten wir uns an dem Modell der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring, welche wir für unsere Zwecke etwas abwandelten. Wir haben die für uns relevanten Textstellen in eine Datenbank eingetragen, woraufhin wir diese mit Schlagwörtern betitelten und deuteten. Die Deutungen und Schlagwörter halfen uns bei der Erstellung eines „Mind-Maps“. Hier bildeten sich wiederum Überschlagnwörter mit Unterkategorien und wir konnten Verbindungen zwischen den einzelnen Themenfeldern ziehen. Daraus konnten wir schließlich generelle Aussagen bilden. Durch die großen und offensichtlichen Schlagwörter war es uns möglich die Ergebnisse für unseren nächsten empirischen Teil der Arbeit zu differenzieren und mit diesem Grundmuster begannen wir zu schreiben.

6. Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit im jungen Alter

Da die Schicksale unserer InterviewpartnerInnen sehr heterogen und different sind, lassen sich viele Unterschiede erkennen. Dies bestätigt uns in unserer, in der Literaturrecherche angekündigten, Erwartung, dass sich keine universell gültigen Gründe für Wohnungslosigkeit formulieren lassen. Jedoch gibt es bestimmte Muster und Parallelen in den Biographien der einzelnen Interviewten, auf welche wir, genauso wie auf die Unterschiedlichkeiten, auch näher eingehen wollen. Zur besseren Übersicht werden nun die fallbezogenen Ursachen für Wohnungslosigkeit der einzelnen Personen nacheinander beschrieben, und im Anschluss darauf im Resümee übergreifend verglichen. Es werden jeweils zuerst die familiären Hintergründe und Beziehungen, dann die Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt, soweit vorhanden, behandelt und nach den Wegen in die Wohnungslosigkeit wird ein Fazit über die wichtigsten Aspekte gezogen.

6.1. Person A

Zu dem familiären Hintergrund und ihren Beziehungen spricht unsere Interviewpartnerin A sehr ausführlich. Gleich zu Beginn beschreibt sie die Trennung ihres leiblichen Vaters von ihrer Mutter: „[...] er wollte mich nicht und hat sich dann von ihr [Mutter] getrennt.“ (vgl. A 53-54). Zu ihrem Vater, der sich nicht an der Erziehung beteiligt habe, hat die Betroffene zum Interviewzeitpunkt keinen Kontakt und auch keine ernsthaften Bestrebungen artikuliert, dies zu ändern (vgl. A 406-407). Zur Familie von Interviewpartnerin A stieß früh ein Stiefvater (vgl. A 54-55), welcher eine große Bedeutung für die familiäre Situation darstellt. Person A ist mit ihrer Familie zu dem neuen Stiefvater gezogen und sie habe sich von Beginn an nicht mit ihm verstanden (ebd.). Nachdem es anfangs nur Streitereien gewesen waren, habe ihr Stiefvater nach einiger Zeit begonnen, sie körperlich zu misshandeln, wenn sie etwa schlechte Noten in der Schule bekommen habe (vgl. A 56-58). Oft wird die Gewalt auch als grundlos empfunden (ebd.). Ihre Mutter habe sich nur anfangs eingemischt „[...] und dann hat sie es lassen, ist nur daneben gesessen und hat zugehört.“ (vgl. A 58-59). A berichtet auch von psychischer Gewalt, der sie von ihrem Stiefvater ausgesetzt war und dass sie von ihm keinerlei Wertschätzung erfahren hat (vgl. A 914). Nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung mit ihrem Stiefvater (vgl. A 63-64), leitete dieser ein Gerichtsverfahren gegen Interviewpartnerin A ein und diese wurde daraufhin in einem Krisenzentrum der Jugendwohlfahrt untergebracht (vgl. A 67).

Mit ihrer Mutter hat Person A im Moment keinen Kontakt (vgl. A 1041) und will diesen auch nicht. Sie bezeichnet sie als „eiskaltes Biest“ (vgl. A 498) und wirft ihr im Interview vor, sich für jemand Fremden und gegen ihre Kinder entschieden zu haben, weil sie den Stiefvater unterstützt und nicht

ihre Töchter (vgl. A 462-464). Beide Schwestern von unserer Interviewpartnerin wohnen zum Interviewzeitpunkt auch nicht mehr bei der leiblichen Mutter: Die jüngere, 17-jährige Schwester lebe derzeit bei einer Bekannten, auch wegen Differenzen zwischen ihr und den Eltern (vgl. A 422-423). Die ältere Schwester hat, ähnlich wie Person A selbst, nach dem Verlust des Rückhalts der Mutter auf der Straße gelebt, und lebe zu dem Interviewzeitpunkt im JUCA. (vgl. A 400-401)

Wichtig, um ihre familiäre Situation besser verstehen zu können, ist unserer Meinung nach auch die Tatsache, dass die Großmutter von unserer Interviewpartnerin vor ihren Augen gestorben ist, als sie im sechs Jahre alt war (vgl. A 486-487). Dieses Erlebnis hat sie, wie sie selber sagt, stark in ihrer Entwicklung geprägt und wurde nie ausreichend aufgearbeitet (vgl. A 502-503). Da ihre Großmutter für sie eine sehr wichtige Bezugsperson war, traf sie der Verlust sehr stark, und es könnte sich hierbei um ein traumatisches Erlebnis gehandelt haben. Zu ihrem Großvater hat weder die Interviewte, noch ihre Mutter ein gutes Verhältnis, beziehungsweise generell Kontakt (vgl. A 493).

Die Erfahrungen unserer Interviewpartnerin A mit der Jugendwohlfahrt fangen in einem Krisenzentrum an, in welches sie nach der gewalttätigen Auseinandersetzung mit ihrem Stiefvater gebracht wurde (vgl. A 67). Dort blieb sie bis zur Abklärung, ob eine Fremdunterbringung auf Dauer notwendig ist, oder nicht. Nach einem halben Jahr wurde sie wieder zur Familie rückgeführt, weil sich die Mutter geweigert haben soll, zu unterschreiben, dass A in eine sozialpädagogisch betreute Wohngemeinschaft ziehen darf (vgl. A 69-70). Obwohl in Krisenzentren die Aufenthalte zur Klärung, ob eine Wiedereingliederung in die Familie dem Kindeswohl entspräche, nur „[...] wenn nötig- bis zu sechs Wochen [...]“ (vgl. <http://www.wien.gv.at/menschen/magelf/kinder/regionalekrisenzentren.html>) vorgesehen ist.

Weil sich die Situation Zuhause aber nicht besserte, sondern sich die erlebte Gewalt nur fortsetzte, beschloss sie sich an ihre Schulpsychologin zu wenden, welche sich darum kümmerte, dass sie in ein Wohnheim in einer Stadt in der unmittelbaren Umgebung von Wien vermittelt wurde (vgl. A 70-76). Dort lebte sie bis zu ihrem 16. Lebensjahr. Im Anschluss an die Zeit im Wohnheim hat sie ihre Gefängnisstrafe abgesessen und ist danach in die weiter unten beschriebene sozialpädagogisch betreute Wohngemeinschaft gezogen (vgl. A 543). Dort wurde sie bis zum Erreichen der Volljährigkeit betreut. Da sie laut ihren Angaben nicht genügend Zeit bekam, sich rechtzeitig um eine Wohnung und einen Job zu kümmern, beziehungsweise sie psychisch sehr gestresst war und es sich deswegen nicht ausging (vgl. A 86-90), ging sie zur Weibewirtschaft in Wiener Neustadt. Dort wird betreutes Wohnen angeboten die Möglichkeit Notschlafplätze kurzfristig zu nutzen gibt es auch.

Bei unserer Interviewpartnerin A ist der Übergang in die Wohnungslosigkeit mit der Vollendung ihres 18. Lebensjahres auszumachen, mit der sie aus der sozialpädagogisch betreuten Wohngemeinschaft und in der Weibervirtschaft untergekommen ist (vgl. A 90-91). Nach einer Woche wurde sie nach eigenen Angaben hinausgeschmissen (vgl. A 95-96) und musste kurzfristig in der Nacht bei ihrer großen Schwester unterkommen.

Bei einem kurzen Fazit von Person A zu ihren Ursachen und Risikofaktoren zu Wohnungslosigkeit wird schnell klar, dass einige Faktoren bei ihr zutreffen, die schon im Literaturteil als mehr oder weniger direkte Verbindung zu Wohnungslosigkeit gesehen werden konnten. Das Motiv der verdeckten Wohnungslosigkeit wird sichtbar, wenn bedacht wird, dass sie bei ihrer Schwester, und in späterer Folge bei einer Bekannten, für ein paar Tage unterkommt, um nicht auf der Straße schlafen zu müssen. Die Tatsache, dass sich auch beide ihrer Schwestern in prekären Wohnsituationen befinden, die ältere in der JUCA und die jüngere bei einer Bekannten, lässt die Interpretation zu, dass keine intakte Familiensituation gegeben ist, in denen es den Kindern möglich ist, sich wohl zu fühlen und freiwillig zu leben. Ein Faktor, der zu dieser, für Kinder unangemessene Situation, bei gewirkt hat, ist die von unserer Interviewpartnerin A erfahrene Gewalt. Sie spricht sowohl von psychischer als auch von physischer Gewalt, ausgehend von ihrem Stiefvater. Dass ihre Mutter in diesen Situationen nicht hinter ihr gestanden ist oder eingegriffen hat, verurteilt die Interviewpartnerin massiv (vgl. A 461-464).

6.2. Person B

Unsere Interviewpartnerin B äußert sich zu ihren familiären Hintergründen und Beziehungen relativ genau und gibt auch schon zu Beginn an, dass sie ohne Vater aufgewachsen ist. Sie beschreibt ihre Situationen wie folgt: „[...]ich bin ohne ihn aufgewachsen und kenn ihn nicht einmal, außer von Erzählungen her.“ (B 122-123). Zum Interviewzeitpunkt hat sie keinen Kontakt zu ihrem Vater und auch keine Bestrebungen geäußert, dies zu ändern (vgl. B 127). Person B hat mehrere wechselnde Beziehungen der Mutter miterlebt, die auch bei der Familie gewohnt haben (B 346). In ihrer Kindheit hat sie den Verlust einer wichtigen Bezugsperson miterlebt: Als sie fünf Jahre alt war ist ihre Urgroßmutter gestorben, die eine Konstante in ihrem Leben darstellte (vgl. B 297-298). Die Interviewpartnerin setzt dies mit dem Beginn ihrer Aggressionen in Zusammenhang (vgl. B 303-304).

Für unsere Interviewpartnerin B ist die Beziehung zu ihrer jüngeren Schwester, die noch bei der Mutter wohnt, eine sehr wichtige. Sie musste schon früh für diese Verantwortung übernehmen, weil ihre Mutter anderweitig beschäftigt war – dem Interview nach könnte es sich, aus unserer

Perspektive, um Verwahrlosung und Vernachlässigung der elterlichen Pflichten handeln (vgl. B 339-340). Person B ist davon überzeugt, dass es ihrer Schwester besser ginge, wenn diese nicht bei der Mutter und ihrem derzeitigen Lebensgefährten wohne, weil er sehr restriktiv und einschränkend mit ihr umgehe (vgl. B 351-352). Deswegen habe sie sich auch schon beim Jugendamt über die rechtlichen Schritte erkundigt, welche nötig wären, damit die jüngere Schwester nicht mehr mit ihrer Mutter und ihrem Lebensgefährten leben dürfe, was diese laut den Aussagen von Person B auch so wolle (vgl. B 48-50).

Ihre Mutter war ununterbrochen in Beziehungen mit neuen Freunden und Lebensgefährten welche aber auch Alkoholprobleme und Gewalt mit sich brachten (vgl. B 345-346). Es wird eine Situation beschrieben, in der sich Person B nach einer gewalttätigen Auseinandersetzung mit der Mutter an ihre Lehrer wendet. In weiterer Folge wurde die Mutter verständig, die daraufhin zuhause unsere Interviewpartnerin erneut misshandelte (vgl. B 100-103). In anderen Fällen wurde B auch von den Lebensgefährten ihrer Mutter geschlagen, was aber für diese kein Grund zum Einschreiten darstellte (vgl. B 103-106). „[...] ich hab mich in meiner Kindheit nie mit meiner Mutter verstanden.“ (vgl. B 108-109) ist nur eine von mehreren Aussagen, in denen sie ihren Unmut der Mutter gegenüber kundtut.

Zu den Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt ist festzuhalten, dass die erste Station wo sie sich meldete, das Jugendamt war, weil sie ihre Mutter vor die Wahl gestellt hatte: Entweder der Lebensgefährte von ihr bleibe bei der Familie oder unsere Interviewpartnerin. Weil sich die Mutter für den Lebensgefährten entschied, ging Person B zum Jugendamt und dann weiter ins Krisenzentrum, wo sie dann weiter in ein Heim und später in eine betreute Wohnung umsiedelte. (vgl. B 11-13).

Auch bei Interviewpartnerin B ist der Weg in die Wohnungslosigkeit nicht linear verlaufen, da sie zwischendurch wieder zuhause gewohnt hat und zwischen Stationen der Jugendwohlfahrt und der Familie gependelt ist. Als die Hoffnung realistisch war, dass sich die familiäre Position verbessert hat, zog sie wieder aus der sozialpädagogisch betreuten Wohngemeinschaft nach Hause (vgl. B 14-15). Die Situation hat sich aber nur kurzfristig verbessert, und als die Mutter von der Schwangerschaft erfuhr, und dass sich Interviewpartnerin B für das Kind und ihren Freund entschieden hatte, wurde sie dem Hause verwiesen (vgl. B 68-69).

Für das zusammenfassende Fazit zu den Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit bei unserer Interviewpartnerin B wäre nochmal besonders hervorzuheben, dass sie von ihrer Mutter,

sowie von Lebensgefährten dieser, psychische und physische Gewalt erfahren hat. Eine Gefährdung des Kindeswohls konnte wahrscheinlich auch in Folge dessen von MitarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt festgestellt werden, sonst wäre sie nicht, lediglich auf eigenen Wunsch, fremduntergebracht worden, wie sie es beschreibt.

6.3. Person C

Unser Interviewpartner C kommt ursprünglich aus einem Land in Ostafrika und seine Familie lebt auch noch dort. Zu seinen familiären Hintergründen und Beziehungen hat er sich nicht viel geäußert. Lediglich, dass er regelmäßig telefonischen Kontakt zu seiner Familie hat und sie auch finanziell unterstützen möchte, sobald er genug Geld dafür hat (vgl. C 579-582). Mehr haben wir aus dem Interview zu seiner Familie nicht erfahren.

Da er in einem Land aufgewachsen ist, in dem es kein funktionierendes Jugendwohlfahrtssystem gibt, beschreibt Interviewpartner C auch keine Erfahrungen mit der Jugendwohlfahrt.

Zu den Wegen in die Wohnungslosigkeit ist zu sagen, dass er seit seiner Ankunft in Österreich immer nur prekär gelebt hat. Zum Interviewzeitpunkt war er auf Wohnungssuche, hatte jedoch keine großen Hoffnungen mehr, eine zu bekommen (vgl. C501-502). Er habe schon öfter das Gefühl gehabt, dass potenzielle VermieterInnen ihn wegen seiner nicht-weißen Hautfarbe ablehnen würden, auch wenn diese dies nicht direkt gesagt haben, sondern andere Argumente genannt haben (vgl. C282-290). Er lebte zum Zeitpunkt des Interviews seit nicht ganz sechs Monaten in einem Notquartier und hatte schon Kontakt zu P7 (vgl. C 104-106) und Volkshilfe (vgl. C 320-324) aufgenommen, jedoch konnten ihm diese, trotz guter Betreuung, noch nicht längerfristig bei der Wohnungssuche helfen. Was ihm jedoch Druck macht, ist die Tatsache, dass er, nachdem er insgesamt sechs Monate in dem Notquartier geschlafen hat, dieses verlassen wird müssen (vgl. C 415-416) und noch keine feste Unterkunft gefunden habe.

Bei Interviewpartner C ist die rechtliche Ausgangssituation seines Aufenthaltsstatus nicht klar artikuliert worden, was es schwierig macht, besondere Aspekte aufzuzeigen, weshalb er sich in seiner damals aktuellen Situation befunden hat. Die Tatsache, dass er als minderjähriger unbegleiteter Flüchtling anscheinend keine ausreichende Unterstützung bei der Wohnungssuche bekommt lässt jedoch potentielle Lücken im sozialstaatlichen Hilfesystem erkennen.

6.4. Person D

Zu den familiären Hintergründen und Beziehungen unseres Interviewpartners D ist einleitend zu bemerken, dass er in einem südeuropäischen Land (vgl. D 3) mit seiner Familie aufgewachsen ist. Zu dem Verhältnis zu seiner Familie äußert sich der 25-Jährige weder besonders positiv noch besonders negativ. Seine Familie vermisse ihn schon und frage regelmäßig, ob und wann er wieder vorhaben zurückzukommen und ob er sich verändert haben werde (vgl. D 34-36).

Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt sind keine bekannt. Er lebte auch bis über seine Volljährigkeit hinaus bei seiner Herkunftsfamilie.

Der Weg in die Wohnungslosigkeit war eine relativ freiwillige Entscheidung. Interviewpartner D ist in einem südeuropäischen Land zur Schule und auf die Universität gegangen. Circa ein Jahr vor dem Interviewzeitpunkt hat er sein Psychologiestudium abgebrochen, um zu reisen und „...[to] see what the world brings behind the backstage“ (D 15). Er findet, dass er nicht direkt in das Konzept der Obdachlosigkeit [Anm. im Interview ist von „homeless“ die Rede, da es auf Englisch geführt wurde] passt, obwohl er sich bewusst ist, dass er eigentlich kein „home“ (D 61-62) hat. Die meiste Zeit seiner Reise versucht er Woofing zu betreiben, was bedeutet, dass er für Kost und Logis arbeitet. Dies macht er auch um neue Leute kennenzulernen, Bekanntschaften zu machen und etwas zu lernen, während er reist (vgl. D 98-99). So konnte er einige Zeit in wechselnden Ländern in unterschiedlichen Unterkünften wohnen. Im Moment wohnt er in einem Caravan am Wagenplatz. Die Entscheidung, sein gesichertes Zuhause zu verlassen und wohnungslos zu werden, scheint eine bewusste und absichtlich herbeigeführte Entscheidung gewesen zu sein.

Im Fazit sei erwähnt, dass Faktoren, die die Ausreise von D und den Abbruch seines Studiums begünstigt haben, möglicherweise die wirtschaftliche Lage in seinem Heimatland waren. Auch wenn er es nicht explizit nennt, besteht die Vermutung, dass er unter anderen Gründen auch wegen einer hohen Jugendarbeitslosigkeitsrate und der schlechten Aussichten auf einen Job das Land verlassen hat.

6.5. Person E

In Bezugnahme auf die familiären Hintergründe und Beziehungen äußert sich Interviewpartner E positiv, speziell über seine Mutter (vgl. E 78,85). Er hat auch fast jede Woche Kontakt zu dieser (vgl. E 85). Mit 15 bzw. 16 Jahren waren die Lebensstile jedoch zu konträr und das

Konfliktpotential zu hoch, sodass er sich von seiner Familie trennte – zumindest physisch (vgl. E 78-80).

Obwohl er mit 15 bzw. 16 Jahren schon nicht mehr regelmäßig zuhause gewohnt habe, berichtet er, in der Vergangenheit keinen Kontakt zu Institutionen der Jugendwohlfahrt gehabt zu haben (vgl. E 91).

Interviewpartner E ist trotz des guten Verhältnisses zu seiner Familie, im jungen Alter den Weg in die Wohnungslosigkeit gegangen, weil er seine Familienmitglieder nicht weiter mit seinem unkonventionellen und lauten Lebensstil stören beziehungsweise stressen wollte. Er behauptet, deswegen gegangen zu sein, damit seine Eltern Ruhe haben könnten, da er eben viel laute Musik gehört hat. Er ist dann wechselhaft bei FreundInnen untergekommen und war auch in mehreren Städten. (vgl. E 78-81)

Bei unserem Interviewpartner E wird deutlich, dass es auch wohnungslose Jugendliche gibt, bei denen MitarbeiterInnen der Jugendwohlfahrt möglicherweise nichts von der Situation der Wohnungslosigkeit, oder der prekären Wohnsituation wussten. Bei dem von ihm beschriebenen, relativ freiwilligen Auszug aus dem Elternhaus ist jedoch auch kritisch zu hinterfragen, ob es viele andere Möglichkeiten für E gegeben hätte, als auszuziehen, wenn die Familiensituation möglicherweise schon sehr angespannt war.

6.6. Person F

Interviewpartner F ist vorerst bei seinem Vater alleine aufgewachsen, da ihn seine richtige Mutter nicht gewollt habe „weil sie selbst noch jung war und immer fort gegangen [sei] [...]“. (F 27-29). Seine familiären Hintergründe und Beziehungen sehen wie folgt aus: Er wurde nach der Trennung seiner Eltern von der neuen Ehefrau seines Vaters adoptiert (F 29), zu welcher er sich jedoch weder positiv noch negativ äußert. Er erweckt den Anschein, dass diese auch keine große, bedeutende Rolle in seinem Leben gespielt habe. Ihm wurde öfter angedroht, dass er ins Heim käme, sollte er weiterhin gegen die familiären Regeln verstoßen (vgl. F 47-49), bis sich seine Eltern tatsächlich dazu entschieden haben sollen, ihn nicht mehr bei sich wohnen zu lassen: „[...] mit 15 dann [...] haben sie gesagt sie können nicht mehr und müssen mich weg tun.“ (vgl. F 53-54). Der Kontakt wurde zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht abgebrochen. Mithilfe des Vaters hat er noch eine Lehrstelle im selben Betrieb wie dieser bekommen (vgl. F 79). Den Job hat er aber wieder verloren, weil er Firmeneigentum entwendet hat (vgl. F 99). Zu seiner leiblichen Mutter hat er zum Interviewzeitpunkt weder Kontakt noch ernsthafte Bestrebungen gezeigt, dies zu ändern (vgl. F 37).

Erste Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt hatte unser Interviewpartner F mit 15. In dem Alter übernahm die Jugendwohlfahrt für ihn Verantwortung und er wohnte bis zu seiner Volljährigkeit in einem Heim in einer österreichischen Landeshauptstadt (vgl. F 54-55). Von dem Heim wurde er auch in eine „geschützte Werkstätte“ (vgl. F 105) vernetzt. Diese Arbeit beziehungsweise Ausbildung fand er jedoch nicht passend für seine damalige Lebenssituation und er war mit der Bezahlung sowie den Betreuenden unzufrieden (vgl. F 116-118). Über andere Jugendliche, die in der Werkstätte arbeiteten kam er in Kontakt mit dem „Straßenleben“ (vgl. F 126) und in weiterer Folge ist er mit diesen auch aus dem Heim weggelaufen.

Der Weg in die Wohnungslosigkeit von Person F führte über die Jugendwohlfahrt: Die BetreuerInnen in seinem Heim hätten ihn zwar unterstützt eine Wohnung zu bekommen, doch er lehnte dieses Angebot ab (vgl. F 132-133) und zog die Straßenszene vor, wie er berichtet.

Interviewpartner F litt unter der angespannten Familiensituation, die schlussendlich dazu führte, dass er in Einrichtungen der Jugendwohlfahrt fremduntergebracht wurde. Dem sind zahlreiche Konflikte zwischen ihm, seinem Vater und seiner Stiefmutter vorangegangen, wobei er seine ehemaligen Erziehungsberechtigten jedoch nicht negativ erwähnt. Der Übergang von der sozialpädagogischen Einrichtung der Jugendwohlfahrt in eine geregelte und stabile Wohnsituation funktionierte nicht, auch weil er das Angebot nicht annehmen wollte. Wie das Angebot genau ausgehen habe und warum er es nicht angenommen hat beschrieb er nicht.

6.7. Person G

Auf Nachfrage zu seinen familiären Hintergründen und Beziehungen betont Interviewpartner G, dass er zu beinahe jeder Zeit seines Lebens ein gutes Verhältnis zu seiner Familie hatte: „Ich konnte mich auf meine Mutter immer verlassen, auch auf meine zwei Geschwister. Wir haben eine Beziehung, welche super funktioniert, nur ich bin aus dem Ganzen ausgebrochen“ (vgl. G 41-42). Er hatte zwar zu seiner Mutter auch während seiner Zeit auf der Straße regelmäßigen Kontakt, jedoch endete dieser meist nach kurzer Zeit in Streitereien, weil sie sich für ihren Sohn ein anderes Leben vorgestellt hat (vgl. G 100-101). Die starke und gute Beziehung zur Mutter war mitunter auch ein Grund, warum er den Schritt in einen geregelten Alltag mit einer sicheren Wohnsituation geschafft hat (vgl. G 107-108). Zur Zeit des Interviews wohnt er auch gemeinsam mit seiner Mutter. Interessant bei Interviewpartner G ist auch die Tatsache, dass er ohne Vater aufgewachsen ist und dies eindeutig als Defizit beschreibt (vgl. G 429-432). Gekannt haben sich die beiden zwar, jedoch war es keine innige und intensive Beziehung (vgl. G 33-34). Er sieht das fehlende Vorhandensein einer Vaterfigur als Grund, weswegen er nur schwer mit Autoritäten umgehen kann und bedauert

dieses (vgl. G 430-431).

Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt beschreibt G keine, obwohl er noch minderjährig gewesen ist, als er das erste Mal eine Zeit auf der Straße verbracht hat.

Auf dem Weg in die Wohnungslosigkeit ist bei Interviewpartner G ein enormer Einfluss von Drogen zu erwähnen sowie sein damaliger Freundeskreis, als auch der Wunsch sich der autonomen Szene seiner Heimatstadt anzuschließen und politisch etwas zu erreichen (vgl. G 167-171). Diese Faktoren führten dazu, dass er mit 17 Jahren das erste Mal sein Zuhause verließ (vgl. G 44-45).

Beim Fazit zu Interviewpartner G sei besonders herausgehoben, dass die Jugendwohlfahrt anscheinend nicht eingeschaltet wurde und es so kam, dass G als Minderjähriger wohnungslos war. Trotz eines guten Verhältnisses zu seiner Familie und auch regelmäßig gepflegtem Kontakt, hatte er andere Ambitionen und Pläne, welche er in der autonomen Szene ausleben wollte.

6.8. Fazit

Von sehr großer Bedeutung für gerade die InterviewteilnehmerInnen, die Erfahrungen mit der Jugendwohlfahrt gemacht haben (A, B und F), ist das Verhältnis zu der eigenen Familie, welches schlussendlich zur Einschaltung obriger geführt hat. Interessant ist dabei die Tatsache, dass die drei betroffenen Interviewten jeweils nur mit einem leiblichen Elternteil aufgewachsen sind. Zu den neuen PartnerInnen der erziehenden Elternteile hatten die InterviewteilnehmerInnen nie eine gute Beziehung. Person F beschreibt kein dezidiert schlechtes Verhältnis zur neuen Partnerin seines Vaters, die Interviewten A und B jedoch sehr wohl. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass diese von den neuen Lebensgefährten der jeweiligen Mütter auch Gewalt erfahren mussten. Von innerfamiliären Gewalterfahrungen sprechen die männlichen Interviewpartner zumindest nicht. Die neuen Lebensgefährten der jeweiligen Mütter zeigen sich auch psychisch gewaltbereit und haben direkten Einfluss auf die späteren Wohn- und Lebensverhältnisse der Betroffenen. Von den Interviewpartnerinnen werden diese stets negativ erlebt und beschrieben.

Ein anderer wichtiger Unterschied zwischen den beiden weiblichen Interviewpartnerinnen und den fünf männlichen ist der generell die Familiensituation. Während alle männlichen Interviewten stets eine Art Ausnahmefälle, in Hinblick auf die möglicherweise vorhandenen Geschwister in der Familie darstellen, bemerkt man, dass bei A und B jeweils auch andere Familienmitglieder mit ähnlichen Schicksalen konfrontiert sind. Bei Person A hat die ältere Schwester auch eine Zeit lang in sehr prekären Wohnverhältnissen gewohnt, bis sie, wie zum Interviewzeitpunkt, das JUCA in

Anspruch genommen hat und die jüngere Schwester wohne mittlerweile auch bei einer Bekannten, weil sie Zuhause zu große Probleme habe. Es handelt sich also um eine verdeckte Wohnungslosigkeit. Die ältere Schwester von B ist auch schon mit 17 Jahren von Zuhause rausgeworfen worden, hatte jedoch einen Freund, bei dem sie wohnen konnte und ihre jüngere Schwester leide auch schon unter der Mutter und ihrem Lebensgefährten. Wenn es nach B ginge, wäre die kleine Schwester auch schon bei sich/wo anders. Der Großteil der männlichen Interviewpartner beschreibt im Grunde auch eine relativ gute Beziehung zu den Herkunftsfamilien, beziehungsweise zumindest Teilen dieser.

Der kleinere Teil unserer InterviewpartnerInnen, der Erfahrungen mit Institutionen der Jugendwohlfahrt hat, hat den Übergang in eine gefestigte Wohnsituation nicht geschafft und ist außerdem in allen Fällen nicht von der Fremdunterbringung in andere, gesicherte Angebote der Jugendwohlfahrt, der Wohnungslosenhilfe vernetzt, oder gar positiv längerfristig rückgeführt worden.

Die Annahme dass die Wege in die Wohnungslosigkeit genauso unterschiedlich verlaufen, wie es einzelne Personen gibt, die von dieser betroffen sind, bestätigt sich bei der Auswertung unserer Interviews. Dass sich fehlender Rückhalt von den Herkunftsfamilien, beziehungsweise den Eltern oder Elternteilen, negativ auswirkt, wird teilweise aus Sicht der Interviewten konkret beschrieben und kritisiert. Ein gutes Verhältnis zur eigenen Familie zu haben bedeutet aber keineswegs, davor gefeit zu sein, später wohnungslos zu werden. Es handelt sich nämlich auch bei manchen unserer Interviewten um Personen, die aus einem ideologischen Hintergrund oder einer Zugehörigkeit zu einer Szene, mehr oder minder freiwillig die stabile Wohn- und Lebenssituation bei der eigenen Familie aufgaben. Dass bei einer vermeintlich freiwilligen und bewussten Entscheidung für das Leben in prekären Wohnverhältnis aber auch andere Faktoren, wie beispielsweise eine wirtschaftliche Rezession, und damit einhergehend eine potentiell bevorstehende Arbeitslosigkeit, zu beachten sind, zeigt sich bei Interviewpartner D, welcher aber nicht direkt darüber spricht.

7. Leben und Alltag auf der Straße

7.1. Erfahrungen und Nutzung im öffentlichen Raum

"[...]und da hab ich aber auch auf der Bahn geschlafen und das war relativ schreckhaft für mich, dass ich die 3 Nächte in [...] komplett munter war und nicht schlafen hab können, weil ich in dem Moment immer geglaubt hab es kommt wer vorbei, fladert mir was oder sticht mich ab oder irgendwas. da schießen einem so viele Gedanken in den Kopf, dass man einfach nur mehr Angst um sein Leben hat. Ja und vor kurzem hat man mir mein Handy gestohlen und seitdem bin ich sehr vorsichtig, was das betrifft." (A 259-267)

Dieses Zitat beschreibt sehr aussagekräftig, was der Alltag auf der Straße für junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen bedeutet. Alle unsere InterviewpartnerInnen beschreiben ihn als stressig und von Unsicherheit und Angst geprägt. Der am häufigsten genannte Stressfaktor ist die Ungewissheit, wo man die nächste Nacht verbringen wird .

So beschreibt Interviewpartner E, dass man bei der Schlafplatzsuche oft auf seine FreundInnen oder Bekannten angewiesen ist und dies sehr anstrengend für ihn ist. Oft findet man zwar für eine Weile einen Unterschlupf bei Bekannten mit eigener Wohnung, allerdings kann sich dies auch kurzfristig wieder ändern. (vgl. E 22-25)

Hier überschneiden sich die Aussagen unserer InterviewpartnerInnen mit denen der Literatur über junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen. Wie bereits in unserem Literaturteil angegeben, erörtert auch Kristina Segenschmied, dass die Suche nach einem Schlafplatz und die damit verbundene Ungewissheit, eine große Anstrengung im Leben auf der Straße darstellt (vgl. Segenschmied 1996, 50f).

Diese Unsicherheit hat auch psychische und physische Folgen für die Betroffenen. So klagt Interviewpartnerin A, dass sie aufgrund des Stresses, kaum noch Nahrung aufnehmen kann (vgl. A 661-667). Weitere InterviewpartnerInnen erzählen, dass sie durch die vermehrte psychische Belastung, mehr Substanzen konsumieren, seien es nun Zigaretten oder illegale Rauschmittel (vgl. G 120-124, 147-148; B 445-450).

Unsere InterviewpartnerInnen, welche in Notquartieren untergebracht sind, haben Schwierigkeiten untertags einen Ort zu finden, wo sie sich sicher fühlen. Um acht Uhr müssen die meisten Notschlafstellen verlassen werden. Hinzu kommt oft auch noch, dass sich kaum ein Platz finden

lässt, an dem man Zeit verbringen kann ohne etwas zu konsumieren, dies können sich die meisten von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen aufgrund der prekären finanziellen Lage nicht leisten. Die jungen Menschen suchen sich alternative Ressourcen, um den Tag zu überstehen. (vgl. A 224-226, 145; B 379-382, 384-389; C 339-340, 536-363)

Einige unserer InterviewpartnerInnen erleben Stigmatisierung im Alltag. Unser Interviewpartner C erzählt von Erfahrungen mit Rassismus, aufgrund seiner Hautfarbe reagiert die Gesellschaft mit Vorurteilen auf ihn (vgl. C 299-302, 440-444). Auch bei der Wohnungssuche ist der Rassismus in Österreich ein Problem für ihn (vgl. C 282-290, 312-316). Auch andere InterviewpartnerInnen erzählen von Vorurteilen der Gesellschaft, aufgrund ihres Aussehens, gegenüber ihnen, hier auch insbesondere im Zuge von Polizeikontrollen (vgl. G 416-418; E 97-99).

Alle unsere InterviewpartnerInnen haben schon Erfahrungen mit der Polizei oder anderen Verwaltungsbehörden gemacht. Die meisten waren eher negativ behaftet. Es wird von übertrieben häufigen und als nervend empfundenen Identitätsfeststellungen aufgrund des Bettelns berichtet (vgl. E 87-89). Andere probieren eher den Kontakt zur Polizei zu vermeiden, oder auf jeden Fall so gering wie nötig zu halten (vgl. B 311-312, 313-314; D 108-109).

Öfters kommt es im Leben auf der Straße vor, dass man wegen kleinerer Verwaltungsstrafen belangt wird, wie etwa Fahren ohne Fahrkarte oder Cannabis-Konsum. Aufgrund dieser Strafen, kann es auch dazu kommen, dass Schulden angehäuft werden. (vgl. D 108-109; G 375-377).

Besonders hervorheben möchten wir die Aussage unserer Interviewpartnerin A, da diese auch aufzeigt weshalb vorhandene Angebote öfters nicht genutzt werden, und das Vertrauen in die Polizei eher gering ist. Sie hatte schon wegen Vorfällen in ihrer Herkunftsfamilie Kontakt zur Polizei und dem Gericht (vgl. A 59-64, 282-284, 417-418). Auch als sie das Angebot der Gruft nutzte und es dort zu einem sexuellen Übergriff kam, wurde die Polizei eingeschaltet, diese warf den Täter zwar hinaus, InterviewpartnerIn A fühlte sich jedoch trotzdem nicht sicher (vgl. A 730-737).

Nur Interviewpartner C erwähnte die Polizei nicht, allerdings ist aufgrund seiner Lebensgeschichte als unbegleiteter minderjähriger Asylwerber anzunehmen, dass auch er schon Erfahrungen mit der Polizei gemacht hat.

7.2. Alternative Ressourcen

"Ja ich könnt es mir echt nicht vorstellen, dass du einfach nur du alleine bist und irgendwo obdachlos, ich mein wo sollst du hin du kannst dir einen Karton basteln und irgendwo unter die Brücke und das war es dann und wenn du krank bist bist du krank und irgendwann wirst du vielleicht sterben. Ja Freunde sind glaub ich das wichtigste überhaupt so." (E 113-116)

Junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen suchen sich verschiedene Strategien um das Leben und somit den damit verbundenen Stress zu bewältigen. Da das bestehende Angebot oft nicht reicht, adäquat ist oder sie es aus ideologischen Gründen nicht nutzen wollen, greifen sie auf alternative Ressourcen zurück. Unsere InterviewpartnerInnen haben uns einige davon genannt.

Die von allen InterviewpartnerInnen genannte wichtigste alternative Ressource sind FreundInnen. Viele Beispiele zeigen dies auf, hier einige, die uns von unseren InterviewpartnerInnen genannt wurden. Oft kommen sie bei FreundInnen oder Bekannten unter, wenn sie sonst keine Aussicht auf einen Schlafplatz haben (vgl. A 248-249; F 235-237; E 17-22; C 94-95; D 48-45). Auch kann man bei FreundInnen seine persönlichen Sachen für einen Zeitraum lagern (vgl. A 101-102). FreundInnen werden meist als unterstützend wahrgenommen (vgl. B 170-177, 373-376, 379-382, 417-421; C 356-363).

Allerdings gab es auch eine kritische Stimme zu den Freundschaften auf der Straße, die wir hier nun auch aufzeigen wollen, da wir denken, dass diese beiden ambivalenten Seiten von Beziehungen in der Realität existieren, auch wenn sie nur von einem unserer Interviewpartner erwähnt wurden. Interviewpartner G empfindet Freundschaften auf der Straße eher als Zweckbeziehungen und meint man könne nur sich selbst vertrauen (vgl. G 194-195, 202-204, 313-319). Auch erzählt er von Diebstählen untereinander, dies führt er auf die Veränderung der Menschen durch die Sucht zurück (vgl. G 197-200).

Zwar wird die Szene in keinem Interview explizit als alternative Ressource genannt, aber sie spielt dennoch bei den InterviewpartnerInnen des Typus 2 eine größere Rolle. Zum Zeitpunkt des Interviews fühlt sich keiner der InterviewpartnerInnen einer bestimmten Szene zugehörig, allerdings waren oder sind einige der InterviewpartnerInnen in der "Punkszene" und/oder der Drogenszene unterwegs, wie zum Beispiel Interviewpartner F. (vgl. F 138-141)

Die Zugehörigkeit und Akzeptanz in der Szene wird von unseren Interviewpartnern E und G als

sehr wichtig beschrieben (vgl. E 121-126; G 190-192). Interviewpartner E erzählt, dass ältere Szeneangehörige Substanzen beschafft haben, da diese im Substitutionsprogramm waren und diese von der Apotheke ausgehändigt bekommen haben. Auch frische Spritzen, werden von diesen geholt und dann unter den Szeneangehörigen verteilt. (vgl. E 255-258, 263-264)

Bei zwei Interviewpartnerinnen des Typus 1 wird auch die Familie, in diesen Fällen die Schwestern, als alternative Ressource genannt. Diese Unterstützung erfolgt zum Beispiel durch Kleinigkeiten, wie etwa Zigaretten, aber auch die Möglichkeit die Zeit zwischen den Öffnungszeiten der Notquartiere zu überbrücken oder sogar ein Wohnplatz über eine gewisse Zeitspanne(vgl. A 101-102, 667-673; B 140-148).

Unsere Interviewpartnerinnen des Typus 1 A und B werden von ihrem Notquartier mit Nahrung grundversorgt und brauchen ihr Geld eigentlich nur für Zigaretten (vgl. A 659-661; B 385-389, 445-450).

Dies ist beziehungsweise war bei den InterviewpartnerInnen des Typus 2 anders. Hier wurde von unseren InterviewpartnernInnen auch das Betteln, als alternative Ressource, genannt (vgl. G 128, 250-251; E 122-124). Weitere Mittel zur Geld- bzw. Nahrungsmittelbeschaffung sind Hilfsarbeit, "woofing", hierbei wird für Kost und Logis gearbeitet, oder eben auch das Aussortieren von noch genießbaren Lebensmitteln aus den Müllcontainern der Supermärkte, das so genannte "Dumpstern" (vgl. D 47-52, 93-99; E 83-84).

Von einigen unserer InterviewpartnerInnen werden öffentlich zugängliche Orte, wie zum Beispiel Kaffeehäuser, Buchhandlungen aber auch leerstehende Häuser als alternative Ressource genannt (vgl. C 356-363; G 119-120, 168-169).

Von den InterviewpartnerInnen des Typus 2 wird der Drogenkonsum als explizite Bewältigungsstrategie genannt (vgl. G 32-35, 254-255, 287-281; E 134-136).

Hier möchten wir einen unserer Interviewpartner zitieren:

"Aber einer der noch nie was mit Drogen zu tun hatte, nein. Also jeder der auf der Straße lebt macht in irgendeiner Weise etwas. Also ich hätte halt noch nie jemanden kennen gelernt und glaube es auch nicht." (G 350-352)

Interviewpartner G empfindet also, dass ein von Wohnungslosigkeit betroffener Mensch ohne Suchtverhalten nicht existiert (vgl. G 350-352). Das Gefühl der Angst, der Kälte, der Plan- und Aussichtslosigkeit können nur durch den Konsum einer Substanz und den darauffolgenden

Rauschzustand bewältigt und verdrängt werden. Man flüchtet sich sozusagen in eine andere Welt. (vgl. G 32-35).

7.3. Fazit

Unsere Forschungen in Bezug auf den Alltag der jungen, von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen decken sich ziemlich mit der vorhandenen Literatur.

Generell können wir darauf schließen, dass der Alltag auf der Straße von Stress, Unsicherheit und auch von Stigmatisierung und Repression geprägt ist.

Hier überschneiden sich die Aussagen unserer InterviewpartnerInnen mit denen der Literatur über junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen. Wie bereits in unserem Literaturteil angegeben, erörtert auch zum Beispiel Kristina Segenschmied, dass die Suche nach einem Schlafplatz und die damit verbundene Ungewissheit, eine große Anstrengung im Leben auf der Straße darstellt (vgl. Segenschmied 1996, 50f).

Das Angebot einer Notschlafstelle ist zwar nützlich, jedoch fehlt es an passenden Tageszentren oder konsumfreien Räumen, um die Zeit zwischen den Öffnungszeiten der Notquartiere zu überbrücken. Darauf werden wir uns noch genauer in unserem letzten Kapitel der Forschungsergebnisse beziehen.

Junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen finden anscheinend auch trotz Mangel eines adäquaten Angebots Wege um an finanzielle und weitere lebensnotwendige Ressourcen zu gelangen. FreundInnen werden hier als Hauptressource genannt, aber es wird auch Kritik an den Beziehungen auf der Straße geübt.

Die Aussagen unseres Literaturteils über die Solidarität (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 133) und die Wichtigkeit von Gleichgesinnten im Alltag auf der Straße (vgl. Pfenning 1995 19-18) spiegeln sich hier in unseren Interviews wider.

Auch der Drogenkonsum ist als eine Bewältigungsstrategie zu beachten, welche anscheinend im Alltag der jungen, von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen oft angewendet wird.

Dies kommt auch in der Literatur vor, zum Beispiel verweisen Martina Bodenmüller und Georg Piepel in ihrem Werk "Streetwork und Überlebenshilfen. Entwicklungsprozesse von Jugendlichen aus Straßenszenen." auf den Zusammenhang von Wohnungslosigkeit im jungen Alter und Drogenkonsum (vgl. Bodenmüller/Piepel 2003, 81f).

8. Gründe für die Nutzung und Nichtnutzung von sozialen Einrichtungen

Wir legten in unseren Interviews einen Schwerpunkt auf Gründe für das Nicht-Nutzen von sozialstaatlichen Institutionen und die Schwierigkeiten, die sich bei deren Nutzung stellen. Es war uns ein Anliegen einen Blick auf jene zu werfen, welche von staatlichen Interventionen und Hilfeangeboten nicht erreicht werden können und welche Gründe dafür zu finden sind. Unsere Gesprächspartner erzählten uns von persönlichen Beweggründen, die sie teilweise dazu brachten, angebotene Hilfe abzulehnen und nicht zu nutzen sowie von schwierigen Situationen und Erlebnissen die sie mit Hilfsorganisationen und deren BetreuerInnen hatten. Weiteres haben wir auch viel Kritik an systematischen Bedingungen aus den Gesprächen herausfiltern können, welche es für einige wohnungslose junge Menschen unmöglich macht, Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Von unseren InterviewpartnerInnen, welche Erfahrungen mit Notquartieren und Übergangswohnhäusern haben, erfuhren wir, dass sie sich in manchen Institutionen nicht wohl fühlten, was sie davon abhielt, diese längerfristig zu nutzen. Sie sprechen von dort bestehenden, abschreckenden Verhältnissen und von negativen Erfahrungen mit anderen NächtigerInnen. Die hoffnungslose Stimmung, welche oft von älteren wohnungslosen Menschen verbreitet wird, die sich schon längst aufgegeben haben, wirkt sehr negativ auf einige unserer InterviewpartnerInnen. Da es sich bei unseren GesprächspartnerInnen um junge, von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen handelt, haben diese ganz andere Vorstellungen und Möglichkeiten ihr Leben zukünftig wieder in den Griff zu bekommen. (vgl. A 747-750) Dadurch entstehen auch ganz andere Anforderungen und Bedürfnisse, welche von einer Hilfsorganisation beachtet werden müssen. Die teilweise beschriebenen Einrichtungen, wirken nicht einladend und helfend, was wiederum gegen deren Ziel spricht, einen Schutzraum für ihre BesucherInnen darzustellen. (vgl. F 290-299; D 90-93)

Besonders ein Interview macht die Situation in einem Wiener Notquartier deutlich:

„Ich bin allein in einer Ecke gesessen, war die ganze Zeit munter, weil ich so Angst gehabthab, weil das für mich noch nie so war, dass ich erstens auf der Straße gelebt hab, zweitens in einer Unterbringung war, wo jeder Mensch irgendwo gelegen ist. Oben am Tisch, unterm Tisch, auf den Treppen waagrecht runter und überall am Boden sind Menschen gelegen, die sich selber angemacht haben, angekotzt haben, die die ganze Zeit krank waren, irgendwelche Krankheiten gehabt haben. Die sich nebenbei, neben dir einfach gespritzt haben und lauter solche Sachen und ja und weiß ich nicht.“ (A 714-720)

Ein Ort an dem sich Menschen in ähnlicher Situation mit ähnlichen Problematiken aufhalten, kann nur zu einer Ballung der Problemlagen führen, was in dieser Textstelle klar beschrieben wird. Für einen jungen, Schutz und Ruhe suchenden Menschen, kann das kein passender Ort sein, vor allem,

wenn das Hauptklientel aus 30 bis 40 Jahre alten Männern besteht (vgl. A 777-783). Ein Erlebnis in einem Notquartier wurde von unserer Interviewpartnerin als sehr traumatisierend beschrieben, was schließlich auch dazu führte, dass sie deren Hilfe nicht mehr annehmen wollte. Es kam zu sexueller Gewalt, welche von den dortigen BetreuerInnen nicht rechtzeitig bemerkt und unterbunden wurde. Diese Erfahrung hat sie sehr mitgenommen, vor allem da sie bereits sexuelle Übergriffe und Vergewaltigung erleben musste. (vgl. A 118-122)

Die herrschenden Verhältnisse in einigen Einrichtungen, welche geprägt sind von einer Ballung von Problematiken aus dem Wohnungslosen-Bereich, stellen also einen bedeutenden Grund für unsere Gesprächspartner dar, Institutionen nicht zu nutzen. Die Organisationen können nicht als Schutzraum dienen, den sie jedoch dringend benötigen würden.

Die Erfahrungen, die sie in den verschiedenen Einrichtungen machten, bewirken auch einen weiteren Aspekt, der zwei unserer Gesprächspartner davon abhält, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Erlebnisse und Eindrücke prägten in ihrer Vorstellung ein negatives Bild von wohnungslosen Menschen, welche die angebotene Hilfe in Anspruch nehmen. Zu dieser Gruppe können sie sich nicht zählen. (vgl. D 113-114) Trotz ihrer Wohnungslosigkeit sehen sie sich nicht als anspruchsberechtigt beziehungsweise haben sie nicht das Gefühl die Angebote zu benötigen. Schließlich hält sie ihre Selbstwahrnehmung davon ab die Angebote zu nutzen, da sie sich nicht der Zielgruppe von Wohnungslosen-Einrichtungen zugehörig fühlen. (vgl. G 274-275; D 90-93)

Besonders eine Textstelle beschreibt den Eindruck, den die Klienten einer Einrichtung für wohnungslose Menschen bei einem unserer Gesprächspartner hinterlassen haben: „They lose the will of living and they are just surviving they are not living anymore...“ (D 92). Durch diese dort gesammelten Eindrücke und das generell bestehende Bild eines wohnungslosen Menschen in der Gesellschaft, entsteht bei unserem Gesprächspartner eine Vorstellung einer Kategorie von Menschen ohne zu Hause, welcher er sich nicht zugehörig fühlt. Laut ihm werden wohnungslose Menschen assoziiert mit Personen, welche allein sind, keine Freunde haben und keine Träume verfolgen (vgl. D 61-64).

Weitere Aspekte von sozialen Einrichtungen, die unseren GesprächspartnerInnen das Nutzen der Hilfsorganisationen erschweren beziehungsweise sie davon abhalten diese zu nutzen, sind Kontrolle, Regelungen und Bürokratie. Es lassen sich verschiedene Gründe für deren Probleme mit festgelegten Ordnungen und komplizierten bürokratischen Abläufen finden, doch bei den meisten ist zu erkennen, dass eben die eine große Hürde für sie darstellen, Hilfe anzunehmen. Unsere

InterviewpartnerInnen erzählen von strengen Kontrollen und Regeln aus welchen sie ausbrachen, auf der Suche nach Selbstbestimmung und Freiheit auf der Straße, und von bürokratischen Prozessen, die es ihnen teilweise unmöglich machen eine soziale Einrichtung zu nutzen. Im Folgenden werden wir auf jeden dieser drei Faktoren näher eingehen.

Die regelmäßigen Kontrollen, die von vielen sozialen Organisationen durchgeführt werden, beschreiben zwei unserer Interviewpartnerinnen. Eine empfindet sie als mühsam und unangenehm, wobei sie bei der Anderen sogar dazu führen aus der Einrichtung auszubrechen, weil sie nicht damit leben konnte.

Die Erfahrungen in einer Einrichtung in Niederösterreich werden von unserer Gesprächspartnerin als besonders drastisch und negativ beschrieben. Aufgrund der dort herrschenden Kontrolle, welche von den BetreuerInnen ausgeübt wurde, konnte sie sich in den Strukturen der Organisation nie einleben (vgl. A 975-981). Die für die BewohnerInnen der Einrichtung Zuständigen, hätten Kontakt zum AMS, zur Bank und Polizei gehabt und diese Verbindung genutzt, um in das Privatleben ihrer KlientInnen einzugreifen (vgl. A 526-550). Sie hat diesen Eingriff so empfunden, als ob die BetreuerInnen „einfach einem das Leben verkürzen, man kann nix allein machen.“ (A 536-538)

Folgende Aussage beschreibt am treffendsten, welchen Eindruck die dortigen Verhältnisse bei ihr hinterlassen haben:

„(...) das ist weiß ich nicht, wie als hättest du einen Sachwalter 24 Stunden ununterbrochen neben dir, der dich kontrolliert sogar ob du aufs Klo gehst. Sie haben wirklich alles nachkontrolliert, ob du wirklich bei dem Termin warst, ob du dort warst, mit welchen Freunden du dich getroffen hast. Sie haben Kameras aufgestellt überall, du hast keine Privatsphäre mehr gehabt drinnen.“ (A 546-550)

Infolgedessen entschloss sie sich von dort wegzugehen. Auch ihre MitbewohnerInnen seien nach Wien, zurück nach Hause gegangen oder auf der Straße gelandet (vgl. A 576-582). Sie beschreibt also nicht nur ihren eigenen Kampf mit der ausgeübten Kontrolle der Organisation, sondern schildert auch wie ihre MitbewohnerInnen der Institution sich nicht wohl fühlten und die Hilfe schließlich, nach ihrem Beispiel, ablehnten. Kontrollmaßnahmen, welche von vielen Organisationen oft eingesetzt werden um ihre Klienten in einem Prozess zur Verselbstständigung zu unterstützen, werden in diesem Gespräch als sehr störend und unangenehm beschrieben und es besteht keine Einsicht über deren vermutlichen Zweck zur Unterstützung.

Eine weitere Interviewpartnerin beschreibt ihre Meinung zu Kontrollmaßnahmen der

Jugendnotschlafstelle „a_way“ im Gegensatz dazu, mit ambivalenten Gefühlen. In dieser Jugendnotschlafstelle besteht ein striktes Drogen und Waffen Verbot. Sie empfindet es als übertrieben, dass beim Umziehen zugeschaut wird, versteht aber auch die Intention dahinter, dass kontrolliert werden muss, dass keine gefährlichen Gegenstände eingeschmuggelt werden (vgl. B 82). Die dort herrschende Kontrolle ist kein Grund für sie die Institution nicht zu nutzen, es erschwert ihr allerdings sich dort vollständig wohl zu fühlen.

Es wurden uns auch weitere Gedanken zu Notschlafstellen mitgeteilt. Diese Erfahrungen beziehen sich auf Schwierigkeiten mit Regeln, den zweiten Einflussfaktor, welcher es unseren Gesprächspartnern erschwert, Hilfsorganisationen zu nutzen und es ihnen zum Teil unmöglich macht. Drei unserer InterviewpartnerInnen sind zum Zeitpunkt des Gespräches in einem Notquartier untergebracht. Sie alle erzählen von ihren Problemen mit der Notquartiersregelung, welche besagt, dass Klienten tagsüber das Haus verlassen müssen. Sie beschreiben ihren Alltag als mühsam, aufgrund des Mangels an einem Aufenthaltsort, an dem sie zur Ruhe kommen können (vgl. C 333-340; A 667-673). Vor allem eine unserer Gesprächspartnerinnen erschwert es mit ihrer Schwangerschaft in diesem Alltag zu Recht zu kommen. Sie weiß oft nicht wohin und hat nicht die finanziellen Ressourcen, sich in einem Lokal auszuruhen, wo Konsumzwang besteht (vgl. B 73).

Eine weitere, schwierige Problematik ist die Regelung einer Anspruchsvoraussetzung, welche besagt, dass man an dem Ort, an dem man Hilfe beantragt, auch gemeldet sein muss. Eine unserer Konversationspartnerinnen beschreibt Gespräche mit dem „P7“ in Wien, welches sie nicht als anspruchsberechtigt anerkennen konnte. Aufgrund ihrer Meldung in Niederösterreich, müsse sie sich dort Hilfe suchen oder sich in Wien eine Privatwohnung suchen, was in ihrer Situation sehr unrealistisch ist. Dieses Problem kennt sie auch aus ihrem Bekanntenkreis und es schockiert sie sehr, dass diese Regelungen die Hilfsorganisationen in ihrem Betreuungsausmaß einschränken (vgl. A 149-150, 152-154, 779-783). Ein Ausweichen auf Hilfsorganisationen in Niederösterreich ist oft auch nicht möglich und sie meint: „ich war in jedem betreutem Wohnen in Niederösterreich was gibt“ (A 787-788). Sie hatte nicht den Eindruck als gäbe es genügend passende Einrichtungen in den Bundesländern auf welche man zurückgreifen könne (vgl. A 787-790). Dasselbe Problem wurde bereits im Kapitel 3.1 „Schwierigkeiten der Inanspruchnahme staatlicher Einrichtungen“ mit Bezug auf Bodenmüller und Piepel diskutiert.

Der letzte der drei Punkte, welcher es unseren Gesprächspartnern schwer macht Hilfe in Anspruch zu nehmen, ist Bürokratie. Wie bereits erwähnt sind die bürokratischen Prozesse, welche oft mit einer Hilfestellung verbunden sind auch ein bedeutender Beweggrund für unsere Gesprächspartner,

Angebote zu kritisieren oder abzulehnen. Zwei unserer Konversationspartner erzählen von verschiedenen Erfahrungen in Graz und in Wien, wo Voraussetzungen gestellt werden, welche erfüllt werden müssen, um Hilfe zu bekommen.

Ein Interviewpartner erzählt uns von einer Grazer Organisation, welche er nutze, um sich zu melden. Das wöchentliche Erscheinen sei verpflichtend, um die dortige Meldeadresse nicht zu verlieren und zusätzlich brauche man Bestätigungen der Polizei, um einen Antrag stellen zu können. Diese administrative Abwicklung eines in seinen Augen einfachen Prozesses, empfand er als mühsam und sie prägten sein Bild sozialer Organisationen auf eine negative Art und Weise (vgl. E 41-52).

Eine andere Interviewpartnerin erzählte uns von bürokratischen Prozessen, mit welchen sie in Wien zu kämpfen hatte. Sie schildert die Stationen, welche man erst durchlaufen muss und Hürden über welche man erst kommen muss, bevor einem Hilfe zuerkannt werden kann: „Du musst erst die ganze Scheiße durchleben: die Gruft, die Straße. Wenn's Jugendliche sind: a_way, dann von dort musst einmal durchs bzwo durchkommen, dass du irgendwie eine Hilfe zugestellt bekommst“ (A 586-590). Wie im Kapitel 4.2 „Strukturen des institutionellen Hilfesystems“ bereits beschrieben, ist das Wiener Hilfssystem für wohnungslose Menschen recht unübersichtlich. All diese bürokratischen Umwege und Verpflichtungen erschweren unserer Gesprächspartnerin die Nutzung der sozialen Hilfestellungen in Wien. (vgl. A 161-168, 209-218)

Unsere GesprächspartnerInnen kämpfen mit kontrollierenden BetreuerInnen, unangenehmen Regelungen, mühsamen bürokratischen Umwegen und Anspruchsvoraussetzungen, welche sie nicht erfüllen können. All dies behindert ihre Nutzung von Hilfsorganisationen und macht ihnen die Annahme von Unterstützung teilweise nicht möglich. All dies haben sie gemein, doch Gründe für deren intensive Abneigung gegen Kontrolle und Regeln lassen sich verschiedene finden.

Hinter den einzelnen Biografien konnten wir einige Dynamiken erkennen, welche diese Problemlagen teilweise erklären können. Bei drei der GesprächspartnerInnen sind die familiären Hintergründe, wie in Kapitel 6. Ursachen und Risikofaktoren für Wohnungslosigkeit im jungen Alter näher ausgeführt, dass sie nie die Erfahrung hatten ein geregeltes Verhältnis zu einer Vaterrolle zu haben, welche in vielen Familien eine autoritäre Erziehungsrolle einnimmt (vgl. A 52-54, 404-407; B 1). So erklären wir uns deren Mangel an Bereitschaft sich Autoritäten sowie Regelungen von sozialen Organisationen unterzuordnen. Das würde erklären, warum Kontrolle der Institutionen als so problematisch eingestuft wird. Ein Interviewpartner beschreibt das Problem

folgendermaßen: „Also ich habe nie einen Vater gehabt, wusste nie wie das ist. Ob ich Defizite habe, ja sicher werde ich welche haben, ist einfach so. Ich tue mir auch mit autoritären Personen so schwer, weil ich das einfach nie hatte, dass ein Mann ober mir steht und sagt so ist es.“ (G 429-436)

Wir konnten auch noch andere Beweggründe finden, welche es unseren GesprächspartnerInnen schwer machen sich in ein System einzugliedern und Regeln zu befolgen. Sie beschreiben wie sie sichere familiäre Strukturen verließen, um aus dem System auszubrechen und in Freiheit und Selbstbestimmtheit zu leben (vgl. D 13-14; E 149-155). Auf dem Weg zur Selbstfindung lässt ein Interviewpartner Familie, Freundin und Universität hinter sich „to see what the world brings behind the backstage“ (D 15). Nicht nur der Wunsch nach Freiheit lässt unsere KonversationspartnerInnen aus bestehenden Systemen ausbrechen und macht es ihnen schwer sich in neue Systeme von Hilfsorganisationen einzuordnen, auch Stolz ist ein wichtiger Faktor (vgl. G 135-136, 282-283). Ein Weiterer beschreibt seine familiären Verhältnisse als sehr stabil, trotzdem wollte er weg, denn sein Stolz hielt ihn zurück: „Ich wollte das selber schaffen, ich wollte das immer selbst machen.“ (G 44). Der Grundgedanke der Systemverweigerung führt bei ihm sogar dazu, auch finanzielle staatliche Unterstützungen nicht anzunehmen. Er wollte nicht im System mitlaufen, so nutzte er seine Möglichkeiten nicht, obwohl er die nötigen Informationen dazu hatte (vgl. G 244-246). Diese ideologischen Grundsätze, welche von einigen unserer Interviewpartner vertreten werden, sehen wir als einen weiteren Grund Angebote nicht zu nutzen.

8.1. Fazit

Aus den Erfahrungen unserer Gesprächspartner lässt sich erschließen, dass das Hilffssystem für wohnungslose Menschen noch einige Lücken aufweist. Es gibt immer noch einige Jugendliche und junge Erwachsene, welche durch das Netz rutschen und nirgendwo aufgefangen werden können. Gründe dafür lassen sich in abschreckenden Notquartieren finden, welche für eine junge Altersgruppe kein adäquates Angebot leisten können. Oft sehen sich junge Menschen auch nicht als den typischen Obdachlosen, welcher die vorhandenen Einrichtungen nützt, wegen eines gesellschaftlich konstruierten Bildes eines einsamen alten Menschen mit dem sie sich nicht identifizieren können. Aus Mangel an Bereitschaft zur Eingliederung in ein System oder Akzeptanz von Regelungen, fühlen sich unsere Gesprächspartner mancherorts nicht wohl, sie erfüllen die Anspruchsvoraussetzungen nicht, oder werden sogar zur Flucht aus der Institution getrieben.

Wir zogen aus den gesammelten Informationen den Schluss, dass ein Grund für das Autoritätsproblem unserer Gesprächspartner in der teilweise fehlenden Vaterfigur liegt. Der Literatur konnten wir entnehmen, dass die Bedeutung des Vaters für die Erziehung und Entwicklung

eines Kindes in der entwicklungspsychologischen Forschung noch nicht lange als relevant angesehen wird. In vergangenen Theorien hat der Vater eine unbedeutende Rolle in der Kindererziehung. Später wird vor allem am Thema Gewalt in der Familie gearbeitet und die Vaterfigur wurde hinsichtlich Missbrauchs und Aggressionen beforscht. Inzwischen werden auch positive distinktive Funktionen diskutiert, bezogen auf motorische Entwicklung im Kleinkindalter und während des Aufwachsens hinsichtlich der Rolle als Mentor, der Förderung der Autonomieentwicklung und des spielerischen Erlernens von Regeln. (vgl. <http://www.kup.at/kup/pdf/7463.pdf>)

Die heutige Entwicklungspsychologie misst also der Figur des Vaters in der Familie einiges an Bedeutung bei. Das Fehlen dieses Familienmitglieds oder der ständige Austausch dessen durch Partnerwechsel der Mutter führt, wie wir unseren Interviews entnehmen konnten, zu einer problematischen Einstellung zu Kontrolle und Regeln, was bedeutende Elemente einiger sozialer Organisationen sind. Dies könnte ein Erklärungsansatz für die mangelhafte Inanspruchnahme von Hilfestellungen seitens unserer InterviewpartnerInnen sein.

Eine weitere Erklärung ist das Bedürfnis nach Selbstständigkeit, Autonomie und Freiheit, wie wir aus den geführten Gesprächen herauslesen konnten. Hierzu wurde im Kapitel 3.1 „Schwierigkeiten der Inanspruchnahme staatlicher Einrichtungen“ bereits erwähnt wie Bozenhardt und Lindenthal auf ähnliche Ergebnisse stießen.

Nach dem Herausfiltern verschiedenster Gründe für die Nichtnutzung sozialstaatlicher Organisationen und dem Erkennen der dahinter verborgenen Dynamiken möchten wir uns nun dem Thema Zukunft zuwenden und Verbesserungsvorschläge auf Grundlage der in diesem Kapitel erkannten Defizite diskutieren.

9. Zukunft

9.1. Verbesserungsvorschläge

Die Verbesserungsvorschläge unserer InterviewpartnerInnen sind eng an das staatliche System und an die internen Strukturen diverser Einrichtungen gebunden.

Zu Beginn werden wir auf das Thema Wohnen genauer eingehen. Unsere InterviewpartnerInnen beschreiben Probleme mit den Ansprüchen in Wien und den Unterschieden in den Bundesländern.

Die Anspruchsvoraussetzungen für eine Wohnung in Wien werden als hinderlich empfunden, da es

somit Menschen aus den Bundesländern nicht möglich ist, unterstützt zu werden. Diese bürokratischen Auflagen zwingen viele Betroffene (wieder) auf die Straße oder in Notquartiere. Es wurde uns berichtet, dass der regelmäßige Kontakt zur Wohnungsvermittlung bestand. Aufgrund der Zuständigkeit in einem Bundesland erwies sich der Verbleib in Wien jedoch als unmöglich. Als Alternativvorschlag galt der Weg zurück ins Bundesland oder die Anschaffung einer Privatwohnung in Wien. (vgl. A 128, 146-154; C 559-566; E 149)

Der Erwerb einer eigenen Wohnung wird als unrealistisch empfunden, da es als junger Mensch nicht möglich ist, so viel Geld für eine Kautions-, Provision-, Möbeln etc. zur Verfügung zu haben. Bei bereits bestehender Wohnungslosigkeit ist es ein Ding der Unmöglichkeit die finanziellen Mittel für eine Wohnung aufbringen zu können, da die Kautions oft schon für normal Bürgerliche nicht finanzierbar ist. (vgl. A 584-588; E 149-155)

Des Weiteren wird ein spürbarer Wohnungsmangel in Wien kritisiert. Vor allem einer unserer InterviewpartnerInnen mit ausländischer Herkunft hat es dadurch schwer, eine der wenigen Wohnungen zu bekommen. Konfrontationen mit Absagen und fragwürdigen Erklärungen stehen an oberster Stelle (vgl. C 8,11). Um die Wohnungssuche zu umgehen und aufgrund eigener ideologischer Einstellungen, haben sich zwei unserer InterviewpartnerInnen für einen autonomen Lebens- und Wohnstil am Wagenplatz entschieden (vgl. D 6, 13-16; E 5, 22-24).

Gemeinschaftliche und selbst organisierte Wohnform sowie Freiheit und Unabhängigkeit stehen im Vordergrund. Beide InterviewpartnerInnen sehen sich, als am Wagenplatz-Lebende, nicht als obdachlos an, doch wird es von der Gesellschaft so wahrgenommen. Genauso gibt es bei der Jobsuche immer wieder Probleme, da kein fixer Wohnplatz vorhanden ist und der Wagenplatz nicht als Meldeadresse gilt. (vgl. D 61-64; E 152-155)

Unsere InterviewpartnerInnen gewährten uns außerdem einen allgemeinen Einblick zum Thema Ausbildung/Arbeit und die damit verbundenen Hürden und Problemsituationen. Erfahrungen mit dem Arbeitsmarktservice werden als belastend und verwirrend beschrieben. Die Motivation und die Mitwirkungsbereitschaft der Teilhabenden wird meist schnell in Frage gestellt und es führt in Folge oft zum Verlust des Arbeitslosengeldbezuges. Die Schlussfolgerung ist somit, dass der/die „Jugendliche“ bereits zwanzig Jahre alt ist und noch ohne Ausbildung. Wenn in diesem Fall keine Unterstützung durch das familiäre Umfeld besteht, kann es aufgrund der fehlenden finanziellen Mittel durchaus schon zur Obdachlosigkeit geführt haben. Es wurde uns über unerwünschte Stellenvermittlungen und verwehrte Lehrabschlüsse berichtet, wodurch es einigen unserer

InterviewpartnerInnen bis heute nicht möglich war, einen Abschluss zu erlangen, da es an der Finanzierung scheitert. Des Weiteren stellen Schulausbildungen für Menschen mit besonderen Bedürfnissen, wie zum Beispiel der Besuch einer Sonderschule oder Sprachbarrieren, ein Hindernis bei den Angeboten von Ausbildungsplätzen und diversen ArbeitgeberInnen dar. Somit bleibt einem Teil unserer InterviewpartnerInnen keine andere Möglichkeit, als sich mit schlecht bezahlten Hilfsarbeiten ihr Einkommen zu sichern. (vgl. A 525-532; B 284-288; C 143-147; D 96-99)

Besonders hervorheben möchten wir eine alternative Lösung zur Abdeckung von Kost und Logis. Diese Form wird als „Woofing“ bezeichnet. Man arbeitet beispielsweise an einem Bauernhof und bekommt als Gegenleistung Essen und einen warmen Schlafplatz. Von Person D wird diese Ausübung als persönliche Bereicherung beschrieben, da er gleichzeitig mit verschiedenen Menschen in Kontakt tritt, diverse Fertigkeiten erlernt und die Möglichkeit des Reisen besteht (vgl. D 98-99). Auch betreibt ein Teil unserer InterviewpartnerInnen das „Dumpstern“, worauf wir in unserem dritten Kapitel bereits kurz eingegangen sind. Es wird als Lebensmittelbeschaffung verstanden, welche aus den Müllcontainern vor größeren Supermarktketten entwendet werden. Diese sind in der Regel noch genießbar und natürlich umsonst. Unsere InterviewpartnerInnen berichten uns, dass sie davon gut leben können. (vgl. D 93-99; E 83-84)

Auch für unsere InterviewpartnerInnen mit abgeschlossener Lehrausbildung ist es kompliziert. Wie bereits kurz angeführt, stellt eine fehlende Meldeadresse ein Problem dar, um einen Arbeitsplatz zu erlangen (vgl. E 70-73).

Einer unserer InterviewpartnerInnen befindet sich trotz Lehrabschluss seit knapp einem halben Jahr auf Arbeitssuche, da er auf dem Wagenplatz ohne Meldeadresse lebt. Doch berichtet er uns auch darüber, dass er für sich keine Lösung sieht dieses Problem zu beheben, da er ohne Arbeit keine Kautions für eine Wohnung ansparen kann und die fehlende Meldeadresse wiederum ein Ausschlusskriterium für den Arbeitsplatz sei (vgl. E 149-155). Ein/e weiterer InterviewpartnerIn mit zwei abgeschlossenen Ausbildungen fand sich bis dato keinen Platz in der Arbeitswelt. Die Gründe dafür sind jedoch auf ideologische Einstellungen zurückzuführen. In der Zeit auf der Straße war der Drang da, es selbst schaffen zu wollen, Häuser zu besetzen und betteln zu gehen, um einigermaßen über die Runden zu kommen. (vgl. G 128, 244-246) Heute lebt unser Interviewpartner G wieder bei seiner Mutter und hofft nach einem bereits geführten Vorstellungsgespräch auf eine positive Rückmeldung einer Arbeitsstelle (vgl. G 450-451).

Weiters werden wir uns mit den gesammelten Erfahrungen in Einrichtungen der

Wohnungslosenhilfe auseinandersetzen und den daraus resultierenden Verbesserungsvorschlägen. Die Hochschwelligkeit und Probleme mit der Betreuung führen zu kurzzeitiger und immer wieder wechselnder Nutzung der Einrichtungen. Einige unserer InterviewpartnerInnen sind von verdeckter Wohnungslosigkeit betroffen und pendeln zwischen Einrichtungen, Familie, Freunden und der Straße.

Oft stellen Vermittlungen in diverse Institutionen für die Betroffenen keinen Schutzraum dar. Dies ist beispielsweise auf den bestehenden Altersunterschied oder auf Suchterkrankungen zurückzuführen. In unseren Interviews wurde von sexuellen Übergriffen in Notschlafstellen berichtet. Aufgrund verschiedener Problematiken in Institutionen treffen einige von Wohnungslosigkeit betroffene Jugendliche die Entscheidung auf der Straße zu bleiben oder in prekären Wohnverhältnissen bei Freunden und Bekannten zu leben. (vgl. A 96-99, 101-102, 108-113; D 90-93; F 297-300)

Ein weiterer Punkt sind die bürokratischen Auflagen. Es gibt Notschlafstellen, worin Nächtigungen nur auf eine befristete Zeit von maximal fünf Nächten pro Person möglich sind. Weiterführend muss ein Antrag bei P7 (Wiener Service für Wohnungslose) gestellt werden, um die Möglichkeit für einen Platz in einem Übergangwohnhaus oder einer betreuten WG zu bekommen. Eine/r unserer InterviewpartnerInnen hat eine Verlängerung der Nächtigungen mit P7 unter Einhaltung einer Betreuungsvereinbarung mit den SozialarbeiterInnen festgelegt, um die meist lange Wartezeit bis zu einer Zusage eines Übergangwohnhauses zu überbrücken (vgl. A 209-213).

Als Voraussetzung, um überhaupt auf der Warteliste eingetragen zu werden, müssen sich die Betroffenen mit dem bzWO (Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe) persönlich in Verbindung setzen und ihre Lebensgeschichte, ihr weiteres Vorhaben in Wien, ihre Zukunftspläne etc. bekannt geben (vgl. A160-166).

Wie in unseren vorangegangenen Kapiteln bereits angeführt, haben Notquartiere den negativen Charakter, dass die NächtigerInnen um 8 Uhr morgens das Haus verlassen müssen und es erst wieder ab 17 Uhr geöffnet ist. Die Überbrückung der Schließzeiten werden von unseren InterviewpartnerInnen als belastend und kräftezehrend empfunden. Oft wissen sie nicht wohin sie gehen sollen, da auch die finanziellen Mitteln für Aufenthalte in konsumpflichtigen Räumen fehlen. (vgl. B 385-389; C 333-335)

Ganz besonders möchten wir Typus 2 zum Thema Nutzung oder auch Nichtnutzung von Einrichtungen hervorheben, da diese InterviewpartnerInnen ihre alternativen Ressourcen in

Anspruch nehmen. Einige unserer InterviewpartnerInnen sehen ihre FreundInnen als ihre wichtigste alternative Ressource (vgl. D 69-73; E 17-22; G 119-120).

Auch wird die Hilfe von Freunden und Gleichgesinnten als äußerst wichtig empfunden, um die Sorgen auf der Straße zu bewältigen (vgl. E113-116).

In unserem Literaturteil bereits angeführt, verweist Gabriele Pfennig darauf, dass sich die Betroffenen in dem Milieu von Gleichgesinnten verstanden und akzeptiert fühlen. Die gesuchten Zuwendungen werden in der Szene gefunden und das Umfeld wird zunächst als Schutz erlebt (vgl. Pfennig 1995, 20-21).

Einer unser Interviewpartner nahm überhaupt keine Leistungen in Anspruch. Er lebte damals in Graz auf der Straße und beschreibt uns die Erfahrungen mit den SozialarbeiterInnen und StreetworkerInnen als nervend und störend. Es wurde der Kontakt zu ihm gesucht, diesen wimmelte er aber eher mit leeren Versprechungen und nicht eingehaltenen Terminvereinbarungen ab. Er wollte einfach nur in Ruhe gelassen werden. (vgl. G 140, 142-146)

Auch empfinden unsere InterviewpartnerInnen das Hin-und Herreichen zwischen den verschiedenen Einrichtungen als belastend und kontraproduktiv. Der Wunsch nach der Niederlassung an einem Ort, ohne die Instanzen von Notquartieren und Übergangswohnhäusern durchlaufen zu müssen, ist stark bemerkbar. Viel mehr wäre gleich zu Beginn die Finalwohnung wünschenswert. Auf diese Vorschläge und Wünsche lässt sich das Housing First Pilotprojekt des neunerhaus (Wohnhaus für obdachlose Menschen) aufbauen.

Durch den Housing First Ansatz, wird versucht gleich die Finalwohnung zu erlangen ohne den Durchlauf der anderen Instanzen. Die Betroffenen bekommen sofort einen eigenen Mietvertrag. Das Mietverhältnis ist von der Betreuung getrennt. Die Annahme des Betreuungsangebots ist keine Voraussetzung. Derzeit werden Einzelpersonen, alleinerziehende Mütter und Paare in das Projekt aufgenommen. Die Stadt Wien stellt für dieses Projekt keine Wohnungen zur Verfügung, somit besteht eine Förderung von Organisationen wie zum Beispiel Sozialbau AG. Die MieterInnen erhalten einen Mietvertrag und individuelle sozialarbeiterische Hilfe. Es handelt sich um Mietwohnungen in einem guten bezugsfähigen Zustand und mit einer leistbaren Heizmöglichkeit. Die Leistbarkeit der Wohnung wird für jedeN InteressentIn gesondert geprüft.

Die Leistungszuerkennung und Anmeldung für das Projekt Housing First findet durch das bzWO statt. Da es sich momentan noch in der Pilotphase befindet, gibt es vorerst nur wenige Plätze.

Des Weiteren ist es uns ein Anliegen auf einen in unseren Interviews mehrmals erwähnten Aspekt einzugehen. Wir konnten den deutlichen Wunsch wahrnehmen, dass die InterviewpartnerInnen von den SozialarbeiterInnen mehr verstanden werden wollen. Zwei Zitate möchten wir besonders hervorheben.

„Also ich persönlich würde mir auch von keinem was sagen lassen, der keine Ahnung davon hat, immer brav in die Schule gegangen ist und das halt in der Theorie so gelernt hat. Aber das merkst du eh sofort, [...] (G 404-407)“.

„Ich sehe erst dann einen Betreuer als Betreuer wenn er solche Dinge selber durchlebt hat, weil er sich dann einfach hineinfühlen kann (A 999-1001).“

Wir konnten in den Interviews dementsprechende Unzufriedenheit wahrnehmen, welche sich aus den Interaktionen mit diversen Hilfsangeboten schließt. Die InterviewpartnerInnen beklagen sich über das fehlende Verständnis, welches sie von Seiten der SozialarbeiterInnen bereits erlebt haben. Sie haben das Empfinden, dass Menschen ohne Erfahrungen in der Lebenswelt der KlientInnen das Einfühlungsvermögen und Verständnis fehlt.

Auch haben wir von einem unserer Interviewpartner erfahren, dass er sich in Zukunft durchaus vorstellen kann in der sozialen Arbeit tätig zu sein, da er seine gesammelten Erfahrungen als Kompetenzen sieht. Wir können sehr wohl davon ausgehen, dass es den KlientInnen leichter fällt Vertrauen zu SozialarbeiterInnen aufzubauen, welche sich aus eigenen Erfahrungen heraus in die Lebenslage der Betroffenen hineinversetzen können. Wohnungslose oder suchterfahrene Menschen wissen was ihnen geholfen und gefehlt hat. Sie sind den Weg schon gegangen, welchen die Betroffenen noch vor sich haben und sind ein lebender Beweis dafür, dass es einen Ausweg und eine Lösung gibt.

Solche Erfahrungen wurden bereits in der Peer-Arbeit mit psychisch Erkrankten gesammelt und haben sich als zielführend erwiesen. Eine große Bedeutung hat die Peer-Arbeit aber auch für die Peers selbst. Sie können sich ein neues und sinnerfülltes Leben aufbauen mit Hinblick auf ihre eigenen Erfahrungen, welche sie nutzbringend für andere einbringen können. Auch die ProfessionistInnen kommen durch das Wissen der Peers dem Erleben der Betroffenen näher. (vgl. http://wbh00247.host.inode.at/badoksystem/badokbericht/berichtdetail_plapsy.asp?berichtsJahr=2009&IDabfrage=5943)

„Ich würde mal sagen, wenn ich jetzt noch 10 Jahre clean bin, können sich solche Leute sicher sein ich bin einer der selbst das gemacht hat. Und da haben sie keinen neben stehen,

der keine Ahnung davon hat was er redet. Und da denke ich mir ist auch viel wert, weil jeder der es geschafft hat, kann alle, die es nicht schaffen irgendwie dazu animieren das sie es schaffen“ (G 401-404).

9.2. Wunsch nach stabiler Zukunft (konservative Zukunftspläne vs. Ideologien)

In diesem Kapitel werden wir uns mit den Zukunftsplänen unserer InterviewpartnerInnen befassen. Der Wunsch nach einer Arbeitsstelle, auch als HilfsarbeiterIn oder ungelernete Arbeitskraft, steht bei fast allen unserer InterviewpartnerInnen an erster Stelle, da die Finanzierung einer eigenen Wohnung angestrebt wird (vgl. A 679-685; C 586, 645-646; F 286-290, 317-319).

Auf die Zukunftspläne unserer InterviewpartnerInnen B, D, E und G möchten wir genauer eingehen, da sich diese aufgrund unterschiedlicher Ausgangssituationen (Schwangerschaft, hohe Summe an Schulden, Leben am Wagenplatz) von unseren anderen InterviewpartnerInnen unterscheiden.

Person B ist derzeit schwanger und hofft auf eine baldige Unterbringung im Mutter-Kind-Haus, da sie bereits auf der Warteliste steht. Sie war bereits selbst, in ihrer eigenen Kindheit, mit ihrer Mutter im Mutter-Kind-Haus und kann sich noch daran erinnern, dass sie danach eine Wohnung zugeteilt bekamen. Diesen Verlauf wünscht sie sich auch für ihr eigenes Leben. Sobald das Kind den Kindergarten besucht, möchte sie die Ausbildung zur Kindergartenpädagogin beginnen. (vgl. B 190-194, 510-514)

Person G wohnt derzeit wieder bei seiner Mutter, um Geld für eine eigene Wohnung anzusparen. Auch hat er eine hohe Summe an Schulden, welche er abbezahlen möchte. Er hat in der Zeit auf der Straße ungefähr 40 Anzeigen bekommen. (vgl. G 373, 450-451)

„Ja meine Schulden hatte ich nur durch Strafen, durch Blödsinn, durch Polizei, schwarz Fahren. Es hat sich alles summiert und da hatte ich dann echt schon 10.000 Euro Schulden. Bin momentan herunten auf 5000 Euro sind es jetzt nicht mehr ganz. [...] Also ich bin mir sicher 2000 Euro Schulden hatte ich nur deswegen, weil ich mich nie gemeldet habe, weil ich nichts getan habe, bin zu Gerichtsverhandlungen nicht hin gegangen usw., weil sie mich gesucht haben. Wenn du anrufst und sagst es tut mir leid, ich habe kein Geld, dann lassen sie dich 2 Jahre in Ruhe. Weißt du brauchst nur anrufen und sagen du bist arbeitslos, dann sehen sie der Wille ist da und lassen dich in Ruhe. Aber das hab ich nicht überzuckert. [lacht laut]“ (G 375-384).

Da er eine abgeschlossen Ausbildung als Kinderbetreuer hat, hofft er auf eine positive Rückmeldung der Arbeitsstelle. Kurz nach unserem Interview hatte er den Termin zum Probearbeiten. Er hat sich bereits einen eigenen Plan für seine Zukunft erstellt, sodass er mit

Arbeitsbeginn in drei Jahren schuldenfrei wäre. (vgl. G 450-455)

„Also ich fange wieder von Neuem an. [strahlt] Unbelastet von der Vergangenheit,[...]“ (G 456). Er kann sich auch vorstellen in zehn Jahren selbst mal in der Suchthilfe tätig zu sein. Er sieht es als Vorteil, dass er bereits selbst Erfahrungen in diesem Bereich hat (vgl. G 400-402).

Unsere zwei InterviewpartnerInnen, welche am Wagenplatz leben, legen die Zukunftspläne nicht auf eine eigene Wohnung, sondern eher auf einen fixen Stellplatz für den Wagen oder einen neuen Bus aus. Person D hat keine direkten Zukunftspläne. Er lebt laut eigenen Aussagen in den Tag hinein. Sein Traum wäre es per Anhalter nach Australien zu trampeln. (vgl. D 122-123). Interviewpartner E möchte in den nächsten Monaten eine Arbeit finden, um seinen neuen Bus einrichten zu können. Auch ist es ihm ein großes Anliegen endlich einen fixen Stellplatz für eine längere Zeit zu haben. (vgl. E 161-164)

Ein stabiles und geregeltes Leben mit Wohnung, Arbeit und ohne Schulden stehen für die Pläne der Zukunft im Vordergrund.

Für uns war es äußerst spannend zu erfahren, dass sich die Wünsche und Träume unserer InterviewpartnerInnen nur in geringen Punkten unterscheiden. Unsere doch freiheitsliebenden und autonomen InterviewpartnerInnen aus Typus 2 haben meist den selben Drang nach Stabilität und Sicherheit in Ihrem Leben wie Typus 1. Irrelevant in welcher Form die Zeit der Wohnungslosigkeit erlebt wird oder wurde, die Zukunft betrachten unsere InterviewpartnerInnen mit den selben Augen.

9.3. Fazit

Aus unseren Interviews lässt sich schließen, dass sich Wien auch für Menschen aus den Bundesländern verantwortlich fühlen sollte oder auch umgekehrt, die Bundesländer sollten in der Unterstützungslegung gleich wie Wien sein. Unsere InterviewpartnerInnen fügen des Weiteren hinzu, dass die Anspruchsvoraussetzungen geändert werden müssen, da aufgrund dessen viele Betroffene keine Möglichkeit haben, sich (wieder) ein geregeltes Leben aufzubauen. Auch sind die enormen Kosten für Kautions- und Mietzahlungen nicht leistbar. Der Wohnungsmarkt sollte den BürgerInnen allgemein mehr entgegenkommen. Ein eigener Wohnraum zählt zu den Grundbedürfnissen und der Sozialstaat sollte im 21. Jahrhundert so weit fortgeschritten sein, dass auch für finanziell schwächere Personen am Wohnungsmarkt leistbare Objekte angeboten werden.

Des Weiteren wurde uns bewusst, dass Betroffene immer wieder Stigmatisierungen erleben und in der Gesellschaft meist an letzter Stelle eingereiht werden. Es sollten mehr Wege und Möglichkeiten

gebieten werden, um aus diesem Teufelskreis von nicht vorhandenem eigenen Wohnraum, keiner Arbeit und den daraus resultierenden Problemfeldern, ausbrechen zu können. Die Tatsache, dass es Personen mit „lückenhaftem“ Lebenslauf besonders schwer haben am Arbeitsmarkt überhaupt eine Chance zu bekommen, deutet doch enorm auf Veränderungsbedarf hin. In diesem Punkt möchten wir uns auf das Werk „Professionelles Handeln auf der Straße“ von Stefan Gillich beziehen. Der grundsätzlichen Erwerbsfähigkeit der Betroffenen steht meist eine berufliche und soziale Perspektivlosigkeit im Wege. Es werden zwar immer wieder integrative Maßnahmen am Arbeitsmarkt getroffen, jedoch vorrangig unter dem Aspekt der Überprüfung der Arbeitsbereitschaft (vgl. Gillich 2006, 176f).

In den sozialen Institutionen wirken zu strenge Regeln/Hausordnungen und Kontrolle auf einige unserer InterviewpartnerInnen abschreckend und führen zu Ablehnung von Hilfen. Unserem Erachtens nach fällt es den Betroffenen aufgrund von meist instabilen familiären Strukturen schwer, sich auf stabile und geregelte Abläufe von Institutionen einzulassen. Genauso hält der Wunsch nach Freiheit einige unserer InterviewpartnerInnen davon ab, sich den Regeln der Institutionen unterzuordnen. Wie in unserem Literaturteil bereits erwähnt, stehen für die positive Bestreitung des Lebensalltages Selbstständigkeit und Autonomie für die Betroffenen an der Spitze (vgl. Hartwig 1988, 196). Die Freiheit, Gestaltungsmöglichkeit und die Beziehungen zu Gleichgesinnten werden von jungen Menschen, vor allem in alternativen Wohnformen, wie am Wagenplatz oder in besetzten Häusern, als essenziell wahrgenommen (vgl. Bozenhardt/Lindenthal 2002, 118f).

Aus unseren Interviews lässt sich vor allem schließen, dass Räume für wohnungslose Menschen geschaffen werden sollen, welche einen Aufenthalt ohne Zwang des Konsums von Getränken ermöglichen, um die Schließzeiten der Nächtigerquartiere zu überbrücken. Aufgrund der Dringlichkeit, welche wir von unseren InterviewpartnerInnen ausgesprochen bekamen, haben wir uns bei der Erstellung unserer Projektskizze mit diesem Thema beschäftigt, worauf wir unser nächstes Kapitel beziehen.

10. Projektskizze

10.1. Ausgangssituation, Problemstellung, Hintergrund

In einigen der von uns geführten Interviews wurde kritisiert, dass es kaum Orte und Möglichkeiten gibt, an denen sich junge NächtigerInnen von Notquartieren und andere junge Menschen in prekären Wohnsituationen oder Betroffene von verdeckter Wohnungslosigkeit tagsüber, in einer für sie adäquaten Art und Weise aufhalten können, da die entsprechenden Einrichtungen oft nur während der Nachtstunden geöffnet haben. Tageszentren gibt es zwar zahlreiche, welche teils auf bestimmte Gruppen (wie Personen mit Suchtverhalten, ohne Anspruchsberechtigung, explizit für Frauen, etc.), teils auch gar nicht spezifiziert sind, jedoch fühle man sich da, besonders als jungeR ErwachseneR, nicht sehr wohl. Diese Einrichtungen sind oftmals auch nicht darauf ausgerichtet, für junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen entsprechend zu sein, da sich diese heterogene Gruppe durch bestimmte Merkmale, Ansprüche und Tagesgestaltungen von den üblichen NutzerInnen, welche auch nicht homogenisiert werden können, unterscheidet. Gerade wenn junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen in Notquartieren nächtigen, sind Räume, die keinen Konsum von beispielsweise Getränken, Lebensmitteln als Voraussetzung des Aufenthalts fordern, rar und wären deshalb wichtig bereit zu stellen.

Dies führte zu der Erstellung eines Konzepts für eine Anlauf- und Kontaktstelle, welche sich nur auf die eingangs beschriebenen Zielgruppen, die durchwegs auch heterogen sind, spezialisiert und für diese weiterführende Angebote schafft. Es wurde sich bei dem Konzept in gewissem Maße an der Idee der „Wärmestube Würzburg“ orientiert. Hierbei handelt es sich um ein soziales Projekt in Deutschland, bei dem versucht wird, wohnungslosen Menschen, sowie Betroffenen von Armut oder psychischer Auffälligkeiten „eine Aufenthaltsmöglichkeit in einer geschützten ungezwungenen Umgebung“ (vgl. http://foerdereverein-waermestube.de/bwo/dcms/sites/bistum/extern/waermestubewuerzburg/wir_ueber_uns.html) zu bieten. Es handelt sich hierbei um eine Art Tageszentrum, untergebracht in einem Bauwagen.

Da sich gerade bei der betroffenen Personengruppe der Aufbau und die Etablierung einer neuen Einrichtung oft schwierig gestalten, wird auf eine unkonventionelle und innovative Art versucht der Beziehungsaufbau zu erleichtern. Mit der gemeinsamen Gestaltung des Kontaktwagens soll versucht werden eine Beziehung zu den spezifischen zukünftigen NutzerInnen aufzubauen. Außerdem gibt es noch eine erlebnispädagogische Komponente, sowie die mögliche Identifikation mit der gemeinsam erschaffenen Einrichtung, was auch längerfristig zu einer guten Annahme der

bestimmten Personengruppen führen soll.

10.2. Grundprinzipien

In unserem Projekt handeln wir nach folgenden fachlichen Grundprinzipien:

Niederschwelligkeit:

Das Angebot soll möglichst flexibel an die Bedürfnisse der KlientInnen angepasst sein und weitestgehend ohne Zugangsvorleistungen genutzt werden können.

Empowerment:

Es wird das Hauptaugenmerk auf die vorhandenen Potentiale und Ressourcen der KlientInnen gelegt und es wird versucht sie darin zu bestärken. Auch durch das Mitwirken an der Gestaltung des Projektes, werden die KlientInnen in ihrer Autonomie gestärkt.

Partizipation:

Die KlientInnen gestalten den für sie nutzbaren Raum mit. Durch längerfristige erlebnispädagogische Angebote und die Nutzung des Raumes ist ein Mitwirken der KlientInnen auch nach der Anfangsphase möglich.

Kritische Parteilichkeit:

Die Interessen der KlientInnen werden auf politischer, aber auch persönlicher Ebene vertreten und wir stellen uns somit deklariert auf deren Seite. Aber wir geben den KlientInnen ehrliche und konstruktive Kritik zu ihrem Verhalten oder ihren Aktionen.

Freiwilligkeit:

Alle unsere Angebote werden freiwillig genutzt.

Lebensweltorientierung:

Wir orientieren uns am Alltag und der Lebenswelt unserer Zielgruppe. Wir begegnen den Lebensbewältigungsstrategien unserer KlientInnen mit Respekt und nehmen ihre persönliche Sicht auf ihre Probleme wahr. Genauso ergreifen wir Partei für unsere Zielgruppe.

10.3. Zielsetzungen/ sozialarbeiterischer Ansatz

Um die Schließzeiten von Notquartieren und Unterbringungseinrichtungen der Magistratsabteilung 11 überbrücken zu können, als auch zur Erreichung von Betroffenen der verdeckten Wohnungslosigkeit, wird ein Raum für von Wohnungslosigkeit betroffener Jugendlicher gebraucht, welcher nicht an einen Konsumzwang gebunden ist. Als konsumfreier Raum wird verstanden, dass für den Aufenthalt keine Getränke oder Speisen konsumiert werden müssen, das Angebot allerdings vorhanden ist. Das Projekt „Kontaktwagen“ definiert sich in der gemeinsamen Gestaltung der Bauwagen in der Anfangsphase und soll sich in weiterer Zeit als Kontakt- und Anlaufstelle mit integrierten tagesstrukturierenden Angeboten etablieren. Auch in der Anfangsphase der Gestaltung des Projektes steht die Beziehungsarbeit an oberster Stelle. Der „Kontaktwagen“ soll als Zwischenraum von institutionellem Setting und Straße dienen. Um eine effektive Betreuung gewährleisten zu können, ist die regelmäßige Präsenz von ProfessionistInnen der Sozialen Arbeit unabdingbar. Diese werden sich einerseits um die Koordination der Arbeiten in den Bauwagen und um die Organisation/Durchführung der Projekte kümmern und andererseits für informelle Beratungen in einem dafür geschaffenen, abgetrennten Bereich zur Verfügung stehen. Die Beratungsangebote richten sich nach der Freiwilligkeit der KlientInnen. Mit dem Projekt „Kontaktwagen“ entstehen neue Räumlichkeiten des öffentlichen Raumes, welche den Vorstellungen junger, von Wohnungslosigkeit betroffener Menschen entsprechen. Es bestehen keine Vorgaben nach Institutionscharakteren. Die Mitgestaltungsmöglichkeiten richten sich nach der Kreativität der Jugendlichen.

Folgende Arbeitsschwerpunkte sind in diesem Projekt integriert:

- Kontakt- und Anlaufstelle als Raum ohne Konsumzwang von Getränken und Speisen
- Kooperation mit anderen Trägern der Wiener Wohnungslosenhilfe ist anzustreben, um die Angebote zu erweitern
- informelle Beratungsangebote und Vernetzung zu anderen Institutionen
- wöchentliche Beschäftigungsprojekte und Workshops als tagesstrukturierende Maßnahme
- weiterführende Projekte zum Ausbau des Lebensmittelpunktes
- kreative Gestaltung der Bauwägen und Stärkung persönlicher Kompetenzen (Teamfähigkeit, Selbstwertsteigerung, Verlässlichkeit etc.)
- erlebnispädagogische Angebote zur Stärkung der Alltagsstrukturen
- Erlernen von handwerklichen Fähigkeiten im Zuge der Thementage durch Fachkräfte vor

Ort

10.4. Zielgruppe

Unsere Zielgruppe sind junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen zwischen 16 und 24 Jahren. In unserer Forschungsarbeit haben wir herausgefunden, dass sich junge Menschen in Einrichtungen für wohnungslose Menschen, aufgrund des oft hohen Altersschnitts, nicht wohlfühlen. Menschen mit starker Suchtproblematik werden von unserem Angebot ausgeschlossen, da es für diese schon andere Einrichtungen gibt.

10.5. Kontaktaufnahme zur Zielgruppe

Als unsere erste Anlaufstelle sehen wir das Jugendnotschlafquartier "a_way". Hier möchten wir das Projekt den BetreuerInnen vorstellen, um so erste Kontakte zu knüpfen. Voraussetzung für eine erfolgreiche Aufbauphase ist mit Sicherheit bereits Kontakt zu den Jugendlichen zu haben und ihr Vertrauen gewonnen zu haben, um gemeinsam an der Idee arbeiten zu können. Diese ersten Beziehungen stellen wir über das "a_way" her, dessen KlientInnen einem Großteil unserer Zielgruppe entsprechen. Um ältere Jugendliche ebenfalls zu erreichen, wird auch Informationsmaterial in anderen Notschlafstellen und passenden Institutionen, wie das „In go“ und „WG Lea“ ausgelegt und Kontakt zu den BetreuerInnen aufgenommen, um unser Vorhaben vorzustellen. Weiteres ist es uns wichtig auch Jugendliche, welche in verdeckter Wohnungslosigkeit leben oder eine prekäre Wohnsituation haben, zu erreichen. Wir stellen die Vermutung auf, dass dieser Teil der Zielgruppe durch Mundpropaganda über unser neuentstandenes Projekt auf der Straße, erreicht werden kann.

10.6. Umsetzung

Der Versand des Informationsmaterials an verschiedene Notschlafquartiere stellt den ersten Schritt dar. Zusätzlich werden in der ersten Phase Treffen mit den BetreuerInnen der Institutionen abgehalten, um unsere Idee zu präsentieren. In weiterer Folge soll es zu Treffen zwischen den SozialarbeiterInnen des Projektes und den interessierten Jugendlichen kommen. Hier werden erste kreative Ansätze zur Gestaltungsmöglichkeit des zur Verfügung gestellten Raumes besprochen und gemeinsam Arbeitsschritte ausgearbeitet.

Der Bauwagen soll nun bei regelmäßigen Treffen gemeinsam aufgebaut und gestaltet werden. Zusätzlich zu den BetreuerInnen ist ein Fachpersonal heranzuziehen, welches den Jugendlichen für technische Rückfragen zur Verfügung steht und sich gemeinsam mit ihnen kreativ betätigt. Wichtige

Grundgedanken in dieser Phase sind die Möglichkeit der aktiven Teilnahme und Mitbestimmungsmöglichkeiten der Jugendlichen am Gestaltungsprozess. Ihnen soll die Chance gegeben werden, über ihren zukünftigen Lebensraum selbst zu bestimmen und mit ihren individuellen Vorstellungen auszubauen. Zusätzlich steht der Gedanke von Nachhaltigkeit hinter dem Projekt, denn ein Großteil der gebrauchten Ressourcen wird nachhaltig genutzt und recycelt. So bekommt das Projekt auch einen wichtigen Auftrag zur Aufklärung und Öffentlichkeitsarbeit in diesem Bereich und die Jugendlichen können Knowhow und Ideen dazugewinnen.

Nicht nur die gebrauchten Materialien, sondern auch das gesamte Projekt „Kontaktwagen“ soll nachhaltig genutzt werden. Als „Kontaktwagen“ ist dieser sechs Tage die Woche geöffnet und kann von der Zielgruppe als Anlaufstelle genutzt werden. Ohne bestehenden Konsumzwang können die Besucher während den Schließzeiten ihrer Nächtigerquartiere und Unterbringungseinrichtungen zur Ruhe kommen. Doch den Gedanken der Gestaltungsfreiheit und Möglichkeit zur kreativen Entfaltung sollen auch weiterhin keine Grenzen gesetzt werden. Um diese Arbeitsweise mit den Jugendlichen weiterzuführen, ist angedacht ein Mal wöchentlich Projekttag und Workshops zu organisieren. Dies kann auch sehr wertvoll für die KlientInnen sein, denn die Zusammenarbeit an einem Projekt strukturiert ihren Alltag und gibt ihnen eine wertvolle und lehrreiche Beschäftigung. Zusätzlich werden durch die Arbeiten in der Gruppe deren Teamkompetenzen gestärkt und durch Arbeitsaufteilung wird Verantwortung erlernt. Da es in jeder Gruppenarbeit auch mal zu Konflikten kommt, sollen gemeinsam mit den SozialarbeiterInnen Lösungsstrategien gefunden werden, welche für die Jugendlichen auch in ihrem Alltag von großem Nutzen sein können.

10.7. Personaleinsatz, Betreuungsschlüssel

Für die Implementierungsphase, als auch für den Regelbetrieb der Kontakt- und Anlaufstelle, werden vorerst vier SozialarbeiterInnen benötigt (zwei Frauen/zwei Männer), da mit einer täglichen Nutzung von bis zu 15 KlientInnen gerechnet wird. Für die Feststellung des definitiven Personalschlüssels muss die Annahme des Projektes abgewartet werden, um einen Durchschnittswert der Tagesnutzung feststellen zu können.

Pro Dienst sind vorerst zwei SozialarbeiterInnen einzusetzen. Bei den Thementagen, einmal die Woche, als auch in der Anfangs- und Gestaltungsphase, werden Fachkräfte aus den diversen Bereichen (TischlerIn, MalerIn, Graffiti SprayerIn, etc.) gebraucht, um gemeinsam mit den KlientInnen Fähigkeiten stärken und erlernen zu können.

10.8. Vernetzung und Kooperation

Von großer Bedeutung für uns sind die Vernetzung und die Kooperation mit anderen Institutionen der Wiener Wohnungslosenhilfe aus verschiedenen Gründen. Auf der einen Seite werden viele unserer zukünftigen NutzerInnen Notquartiere und andere Einrichtungen in Anspruch nehmen. Da gilt es stets über die aktuelle Angebotslandschaft und Änderungen dieser informiert zu sein, denn nur so kann eine adäquate Beratungs- und Betreuungssituation gewährt werden. Auf der anderen Seite bieten unsere Rahmenbedingungen, Öffnungszeiten, Projekte, Angebote und die damit zusammenhängende Flexibilität auch gewisse Möglichkeiten der modulhaften Erweiterung ebendieser. Es gibt auch einen gewissen Erweiterungsanspruch, die bisher bestehenden Lücken in den Angeboten anderer Einrichtungen und Institutionen zu füllen beziehungsweise zu erweitern. Einrichtungsübergreifende Projekte sind für die Zukunft angedacht und setzen deswegen eine Zusammenarbeit der verschiedenen AkteurInnen voraus.

Mit sozialpädagogischen Einrichtungen der MAG 11 sind auch Kooperationen geplant, da auch dort bei bestimmten Angeboten der Unterbringung teilweise tagsüber geschlossen ist.

10.9. Gendermainstreaming

Die Umsetzung von Gendermainstreaming erfolgt in einer geschlechtergerechten Sprache in Wort und Schrift, Rücksichtnahme einer geschlechterbezogenen Datenerhebung und -analyse, einem gleichberechtigten Zugang unseres Angebots, sowie unter Bedacht eines ausgewogenen Geschlechterverhältnisses unseres Teams. In den Regelöffnungszeiten werden immer sowohl eine weibliche als auch ein männlicher SozialarbeiterIn anwesend sein. Des Weiteren gibt es geschlechtssensible Angebote. Diese finden sowohl in geschlechtshomogenen als auch in gemischtgeschlechtlichen Konstellationen statt.

10.10. Maßnahmen zur Qualitätssicherung

Zur Qualitätssicherung gibt es einmal in der Woche eine Teamsitzung an der alle MitarbeiterInnen teilnehmen. Einmal monatlich gibt es eine Teamsupervision und das Angebot zur Einzelsupervision. Des Weiteren wird auf eine Vernetzung mit anderen Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe geachtet. Zur späteren Evaluierung werden Dokumentationen durchgeführt und Begleitforschung betrieben.

10.11. Beschwerdemanagement

Eines der wichtigsten Grundprinzipien ist die Möglichkeit zur Partizipation an Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen von Seiten der KlientInnen. Anregungen, Wünsche und Beschwerden können immer mit den BetreuerInnen besprochen werden sowie bei Wunsch auf Anonymität, auf einen Zettel geschrieben, und in einen Feedback-Briefkasten geworfen werden. Die Möglichkeit zur Teilnahme an Entscheidungen, soll das bestehende Angebot verbessern und das Selbstwertgefühl der KlientInnen stärken, was sich positiv auf ihre Eigenständigkeit auswirken kann.

10.12. Öffnungszeiten

Die Öffnungszeiten des Kontaktwagens sollen sich an den Schließzeiten der Notquartiere, insbesondere a_way und JUCA orientieren, als auch an denen von bestimmten sozialpädagogischen Einrichtungen der MAG 11. Durch die intensive Zusammenarbeit und Vernetzung mit anderen Institutionen der Wiener Wohnungslosenhilfe (siehe oben) wird sichergestellt, dass bei Änderungen der Öffnungszeiten dieser, die Öffnungszeiten des Kontaktwagens angeglichen werden können. Nach derzeitiger Analyse der Öffnungs- und Schließzeiten von a_way und JUCA scheinen folgende Zeiten der Situation angebracht: von Donnerstag bis Dienstag soll der Kontaktwagen für NutzerInnen jeweils in der Zeit von 9 bis 16 Uhr geöffnet haben. Am Mittwoch ist laut aktuellem Stand das a_way ganztägig geöffnet und kann von der betroffenen Zielgruppe in Anspruch genommen werden, was für den Kontaktwagen als Anlass genommen wird, um einen Tag in der Woche nicht geöffnet zu haben. Es soll zu keiner Konkurrenzsituation zwischen den beiden, grundsätzlich relativ verschiedenen, Einrichtungen kommen.

10.13. Erreichbarkeit

Die gute Erreichbarkeit des Kontaktwagens ist von essenzieller Bedeutung, da er niederschwellig zugänglich und an der Lebenswelt der NutzerInnen orientiert sein soll. Ein Platz in der Peripherie scheint nicht sinnvoll, da ein langer und mühsamer Anreiseweg für viele potentielle NutzerInnen eine mögliche Hemmschwelle darstellt. Außerdem soll sichergestellt sein, dass in unmittelbarer Umgebung eine gute Infrastruktur vorherrscht, die einen Besuch des Kontaktwagens auch für kürzere Aufenthalte interessant macht.

Diese Überlegungen führen zu der Idee, den Kontaktwagen in der Nähe des zentralen Westbahnhofs zu installieren um vor allem auch dem Grundprinzip der Niederschwelligkeit zu folgen. Die Nähe zu anderen Einrichtungen ist auch von großer Bedeutung, was diese Lage befürwortet.

10.14. Ressourcen

Es werden drei Bauwagen für die gemeinsame Gestaltung mit den KlientInnen benötigt. Bei der Erstellung der Einrichtung wird mit recyclebaren Materialien (Bsp.: Paletten) gearbeitet, welche zur Verfügung gestellt werden müssen. Für die Gestaltung der Einrichtung ist die Hilfe von ExpertInnen und Fachkräften notwendig. Außerdem werden Elektrogeräte wie Herdplatten, Wasserkocher, Kaffeemaschine etc. benötigt, als auch ein Computer samt Drucker, Telefonanschluss und Internet, um das Beratungssetting adäquat gestalten zu können. Tische und Sitzgelegenheiten komplementieren die Innenausstattung.

Zur Gestaltung einer freundlichen und einladenden Umgebung außerhalb des Bauwagens werden Rollrasen, Pflanzen und Blumenkästchen gebraucht.

11. Schlussfolgerungen

Nach eingehender Auseinandersetzung mit der vorhandenen deutschsprachigen Literatur zum Thema junge wohnungslose Menschen, mussten wir feststellen, dass es nur wenige Informationen zu diesem Thema gibt. Im Laufe unserer Recherche stießen wir somit auf unbeantwortete Fragen, denen wir uns schließlich in unserer Forschungsarbeit zu wandten. Wir waren an den Erfahrungen mit dem sozialstaatlichen System interessiert. Wie in unserer Einleitung bereits angesprochen, sollten Minderjährige nicht als wohnungslos gelten, da die Jugendwohlfahrt die Verantwortung trägt. In der Realität sieht es allerdings anders aus. Resultierend aus dieser Tatsache ergaben sich für uns weitere Fragestellungen. Wir befassten uns mit der Alltagsgestaltung eines wohnungslosen Jugendlichen oder jungen Erwachsenen und mit den angewandten alternativen Strategien, wenn das Hilfesystem keine adäquaten Angebote leistet. Das Leben auf der Straße ist durch Stress, Ungewissheit und auch Angst geprägt. Es besteht zwar die Übernachtungsmöglichkeit, wie etwa in einer Notschafstelle, allerdings schließen diese meist am Morgen und öffnen erst am späten Nachmittag wieder, deswegen wissen viele junge von Wohnungslosigkeit betroffene Menschen tagsüber nicht wohin. Hier möchten wir auch mit der von uns entwickelten Projektskizze ansetzen, in deren Ausarbeitung wir einen Lösungsansatz für dieses Problem finden konnten, worauf wir später detaillierter eingehen werden. Wenn passende Angebote allerdings noch fehlen, müssen die Betroffenen auf alternative Ressourcen zurückgreifen. Anhand unserer Ergebnisse können wir feststellen, dass die wohl wichtigste Ressource und Überlebenshilfe Freundschaft ist.

Doch warum müssen junge Menschen überhaupt auf Alternativen zurückgreifen? Welche Gründe haben sie eine Hilfestellung abzulehnen?

Einen weiteren Schwerpunkt in der Arbeit legen wir auf die Fragestellung warum manche Angebote beansprucht werden und andere Einrichtungen hingegen nicht. Wir beschäftigten uns mit den Defiziten sozialstaatlicher Einrichtungen, welche zu der Verweigerung von Hilfeleistungen führen. Nach eingehender Befragung unserer InterviewpartnerInnen konnten wir einige Gründe für die Nichtnutzung sozialstaatlicher Einrichtungen beleuchten und näher diskutieren.

Aufgrund mangelhafter adäquater Angebote für eine junge Zielgruppe oder geringen Informationen über die Hilfestellungen für junge wohnungslose Menschen, machten einige unserer InterviewpartnerInnen in Institutionen negative Erfahrungen mit älteren von Wohnungslosigkeit betroffenen Menschen. Die bestehenden Problematiken in den diversen Einrichtungen, wie beispielsweise Drogenkonsum, Krankheiten etc. schrecken oft junge Wohnungslose von der

Nutzung der Hilfsorganisationen ab. Weiters wurden zur strenge Regeln/Hausordnungen und Kontrollen in den Einrichtungen kritisiert. Genauso wurden die bürokratischen Auflagen in meist höherschwelligen Institutionen als hinderlich für die Nutzung sozialstaatlicher Einrichtungen empfunden. Das Autonomiebedürfnis und der Wunsch nach Freiheit treiben junge Menschen von kontrollierenden Organisationen auf die Straße. Regeln werden als unangenehm empfunden und können nicht akzeptiert werden und die oft komplizierte Abwicklung von Anspruchsvoraussetzungen in der Wohnungslosenhilfe gestaltet sich als kontraproduktiv.

Diese beschriebenen Aspekte, welche die Nutzung von Institutionen erschweren, führen zu einem anhaltenden Wechsel diverser Einrichtungen. Somit fällt es KlientInnen schwer sich in Institutionen einzuleben und gefestigte Strukturen zu finden. Der bereits beschriebene Housing-First Gedanke erstrebt sich als Lösungsansatz zur Festigung des Lebensalltages. Dieser befindet sich jedoch noch in der Pilotphase und hat noch keine ausreichenden Kapazitäten für die vorhandene Nachfrage.

Aus diesen Ergebnissen lässt sich schließen, welche Faktoren unsere InterviewpartnerInnen als hinderlich bei der Nutzung von sozialstaatlichen Institutionen empfanden. Des Weiteren beschäftigten wir uns mit der Frage nach Verbesserungsvorschlägen und dem Empfinden der Zugangsweisen von sozialstaatlichen AkteurInnen. Die InterviewpartnerInnen beklagten sich über fehlende Peer-Arbeit, welche in der Psychiatrie bereits erfolgreich angewandt wird. Das Einfühlungsvermögen und Verständnis von SozialarbeiterInnen wird kritisiert woraus sich eine Unzufriedenheit in der Betreuung schließen lässt. Auch die ProfessionistInnen hätten durch das Wissen der Peers die Möglichkeit der Lebenswelt von Betroffenen näher zu kommen.

Die nun zusammengefassten Ergebnisse sollen einen Überblick über unsere Erkenntnisse verschaffen. Als besonders bedeutsam empfanden wir die Problematik der Schließzeiten der Notquartiere, welche einige unsere InterviewpartnerInnen nutzten. Sie erzählten uns von den damit verbundenen Schwierigkeiten ihren Alltag zu gestalten, wodurch das Thema für unsere Projektskizze entstand. Unser Projekt "Kontaktwagen" kann als Aufenthaltsort dienen, wenn man nicht weiß wohin. Zusätzlich kann durch gemeinsame Gestaltung des Raumes und andere Projekte eine Beschäftigungsmöglichkeit angeboten werden, welche in der Arbeit mit jungen wohnungslosen Menschen sehr wertvoll sein kann. Erlebnispädagogische Angebote stellen eine tagesstrukturierende Maßnahme dar, wodurch die Nutzer des Projekts bei der Bewältigung ihres Alltags unterstützt werden sollen.

Im Laufe der intensiven Beschäftigung mit dem Thema Wohnungslosigkeit im jungen Alter, stellten

sich uns auch einige Fragen, welche unbeantwortet bleiben mussten. Wie bereits beschrieben erzählten uns unsere InterviewpartnerInnen wie sie von einer Institution zur anderen wechselten oder gereicht wurden, ohne die Möglichkeit zu bekommen, sich in einer richtig einleben zu können, um ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen. Ein passender Lösungsansatz ist das "Housing First" Konzept, welches auch im Bereich der Arbeit mit jungen wohnungslosen Menschen weiter ausgebaut werden muss. Um dieses Ziel zu erreichen gilt es noch viele Fragen zu beantworten und zu erforschen um das Konzept genügend auszubauen und adäquat für junge Erwachsene zu gestalten.

Als einen weiteren ausbaufähigen Punkt führen wir die bereits erwähnte Peer-Arbeit an. An dieser Stelle möchten wir betonen, dass es uns ein Anliegen ist folgende Fragestellung an unsere NachfolgerInnen weiter zu geben, um in weiteren wissenschaftlichen Arbeiten Ergebnisse zu erlangen.

Wie kann Peer-Arbeit erfolgreich in der sozialen Arbeit etabliert werden?

Literaturverzeichnis:

Albrecht, Günther/Specht, Thomas/Goergen, Guido/Großkopf, Helga (1990): Lebensläufe. Von der Armut zur „Nichtseßhaftigkeit“ oder wie man „Nichtseßhafte“ macht. Bielefeld

Arbeitsgemeinschaft Junge Wohnungslose (2012): Woher – Wohin? Wohnungslosigkeit im Übergang vom Jugendlichen- zum Erwachsenenalter. Im Rahmen des ExpertInnengesprächs: endlich 18! – wohin jetzt? Soziales_kapital (Band 9, 2013).Wien

Berger, Eva-Maria; Gößler, Monika; Münzer, Regina (2008): Niederschwellige Jugendnotschlafstellen in den einzelnen Bundesländern Österreichs. Eine deskriptive Studie mit Fokus auf Anlaufstelle-Notschlafstelle, Einzelfallhilfe-Beratung sowie Zusatzangebote/ Graz

Bodenmüller, Martina; Piepel, Georg (2003): Streetwork und Überlebenshilfen. Entwicklungsprozesse von Jugendlichen aus Straßenszenen. Weinheim, Berlin, Basel

Bozenhardt, Inge; Lindenthal, Luisa (2002): Unter der Brücke rechts...Freiburger Studie zur Wohnungsnot bei jungen Menschen. Opladen.

Caritas der Erzdiözese Wien (Hrsg.) (2012): a_way. Die Notschlafstelle für Jugendliche in Wien. Jahresbericht 2011. Wien

Caritas der Erzdiözese Wien (Hrsg.) (2012): JUCA. Jahresbericht 2011. Wien

Caritas der Erzdiözese Wien (Hrsg.) (2012): P7. Wiener Service für Wohnungslose. Jahresbericht 2011

Dachverband Wiener Sozialeinrichtungen (2011): Rahmenrichtlinie zur Qualitätssicherung für die vom Fonds Soziales Wien anerkannten und geförderten Einrichtungen der Wiener Wohnungslosenhilfe. Wien

Fonds Soziales Wien (2011): Wiener Wohnungslosenhilfe. Die Einrichtungen. Wien

Gillich Stefan (Hrsg) (2006): Professionelles Handeln auf der Straße. Praxisbuch Streetwork und Mobile Jugendarbeit. Frankfurt/Main

Hartwig, Luise (1988): Gewalterfahrung, Familienflucht und Heimerziehung von Mädchen

Hurrelmann, Klaus: Sozialisation und Gesundheit. Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. München 1988.

Magistratsabteilung 24 (Hrsg.) (2012): Wiener Sozialbericht 2012. In: Wiener Sozialpolitische Schriften. Bd. 6. Wien

MAG 11-Brigitte Winna, Mag. (FH) Eveline Holzmüller (Hrsg) (o.J.): Wohnungslosigkeit und Gesundheit in der Jugendwohlfahrt

Mücher, Frank (2010): Prekäre Hilfen? Soziale Arbeit aus der Sicht wohnungsloser Jugendlicher. Wiesbaden.

Permien, Hanna/Zink, Gabriela (1998): Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht von Jugendlichen. München

Pfennig, Gabriele (1995): Straßenkinder in Deutschland : eine Herausforderung für die Pädagogik. Hamburg

Rinderer, Peter (2012): Auf der Straße. Pilotstudie zur Obdachlosigkeit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Wien. Benediktbeuern, Bachelorarbeit

Schröder, Helmut (2004): Immer mehr jüngere Wohnungslose in der BRD? Zur Altersstruktur der Wohnungslosen in der BRD. (Zeitschrift: wohnungslose 2/04) zit. in: Meyer, Jürgen (1993): Zwischenbericht vom Busprojekt Jänner/Februar. Köln

Segenschmied, Kristina (1996): Begegnungsraum auf der Straße. Canisibus. Engagement für obdachlose Menschen. Innsbruck, Wien

Simetsberger, Monika (2005): Wohnungslose Jugendliche in Wien. Eine Konzepterstellung zur Errichtung für wohnungslose Jugendliche und junge Erwachsene. Wien

Trauernicht, Gitta (1986): Mädchen in eingeschränkten Lebenssituationen – Ausreißerinnen und Trebegängerinnen. In: Jordan, Erwin (Hg.): Kinder und Jugendliche reissen aus – Erfahrungen und Praxisberichte aus europäischen Ländern. Frankfurt am Main, 27-33

Internetquellen:

http://wohnen.fsw.at/downloads/dokumente/Rahmenrichtlinie_Qualitaetssicherung_WWH.pdf

[10.08.2013]

<http://fsw.at/downloads/broschueren/wohnungslos/WWHEinrichtungen.pdf> [10.08.2013]

<http://www.wien.gv.at/gesundheit/einrichtungen/planung/pdf/sozialbericht-2012.pdf>

[10.08.2013]

http://www.gesundheitwohnungslosigkeit.at/fileadmin/user_upload/dokumente/9.Treffen/wohnungslosigkeit_gesundheit_jugendwohlfahrt.pdf [27.08.2013]

<http://www.neunerhaus.at/wohnen/housing-first/> [28.08.2013]

http://wbh00247.host.inode.at/badoksystem/badokbericht/berichtdetail_plapsy.asp?berichtsJahr=2009&IDabfrage=5943 [23.01.2014]

<http://foerderverein->

waermestube.de/bwo/dcms/sites/bistum/extern/waermestubewuerzburg/wir_ueber_uns.html

[23.01.2014]

<http://www.wien.gv.at/menschen/magelf/kinder/regionalekrisenzentren.html> [23.01.2014]

Interviewleitfaden

Erklärungsphase:

Bei Interview am Anfang erklären:

Anrede klären, Duzen oder Siezen.
Sich und FH-Kontext vorstellen.
Ziel des Interviews und der Arbeit erklären.
Diktiergerät erwähnen.
Nochmal auf Anonymität hinweisen.
Wertschätzend!

Datennachfrage:

Name
Alter
Herkunft

Einleitungsphase:

Wir sind an deiner Lebensgeschichte interessiert. Erzähl mal ein bisschen was du grad so machst!
Wie ist es dazugekommen, dass du jetzt hier bist? Wie ist dein Leben bis jetzt verlaufen?

(Erzählphase)

Nachfragephase:

Welche Ursachen siehst du für deine Wohnungslosigkeit?

Familie
Schule/Ausbildung
Arbeit

Wie schaut deine Lebenssituation aus?

Wie sieht dein Alltag (auf der Straße) aus?
Gibt es Konfliktsituationen, und wie sehen diese aus?
Welche Rolle spielen Alkohol/Drogen für dich?

Familie
Schule/Ausbildung
Arbeit
Geld

Welche Beziehungen/Freundschaften pflegst du?

Welche Rolle spielt dein Freundeskreis für dich?

Welche Rolle spielt für dich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Szene/Gruppe?

Welche Einrichtungen nutzt du, welche nicht?

Warum nutzt du die Angebote?

Warum nicht?

Was müsste passieren, damit du sie nutzt?

Wie schaffst du es deinen Lebensalltag trotzdem zu gestalten, wenn du die Angebote nicht annimmst?

Mit welchen Einrichtungen hast du Erfahrungen gemacht?

Welche Erfahrungen hast du gemacht? (förderlich/hinderlich?)

Wie hast du die Menschen (SozialarbeiterInnen) wahrgenommen? (helfend,...?)

Welche Erfahrungen hast du mit der Polizei/den Behörden? (Vertreibungspolitik)

(Unklarheiten und Verwirrungen klären)

Bilanzierungsphase:

Wie glaubst du, dass dich die Gesellschaft sieht? Wie siehst du die Gesellschaft?

Was sind deine Pläne für die Zukunft?

Wenn du so zurückblickst, was würdest du als besonders positiv oder negativ sehen?